

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Die Rabenmutter.

(Mit einer Abbildung.)

I.

Als Andre Vallery, der bekannte Advokat, aus dem Justizpalaste trat, zog er seine Uhr:

— „Was! Erst zwei Uhr?“ entfuhr es ihm freudig, da habe ich ja noch Zeit, nach Nerves zu fahren!“

Die Sache, die er plädierte, war gleich zu Beginn der Sitzung aufgerufen worden, und so verblieb ihm der ganze Nachmittag. Eilig, wie ein in die Ferien entlassener Schulkunge, sprang er in eine Droschke und ließ sich nach dem Yvoner Bahnhof fahren, wo er eine Fahrkarte nach Montgeron löste. Es war ein wunderbarer Sommertag. Er entschloß sich daher, den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen, statt sich, mit noch zehn andern Reisegenossen in den schwerfälligen Omnibus einzuzwängen, der mit seinem alten Kappen in mühsamem Trabe Nerves durchfuhr.

Munter schritt er auf der breiten, von hohen Bäumen beschatteten Landstraße dahin; rechts und links — da und dort von Wäldern und plätschernden Bächen unterbrochen — lagen grüne, saftige Wiesen, auf denen zahlreiche rotbraune und weiße Kühe, kauend, mit großen verwunderten Augen dem seltenen Vorübergehenden folgten.

Es war eine reizende Landschaft, deren unsägliche Ruhe und Frische wohlthuend auf Gemüt und Augen wirkte. Man hätte sich gottweil wie weit von Paris und dessen Treiben glauben können. Eine wunderbare Empfindung von Ruhe und Frieden bemächtigte sich des großen Advokaten. Seine Schritte wurden eiliger, er vergaß seine Müdigkeit, die Sorgen des Berufes: war er sich doch bewußt, hier in diesem reizenden Rahmen bald

die schönsten Tage seines Lebens verbringen zu können und endlich den Liebestraum seiner Jugend in Erfüllung gehen zu sehen.

Etwas weiter ließen sich aus den von herabhängenden Blumen und Schlingpflanzen gezierten Mauern vornehme Besitzungen erblicken; hinter den Gittern lagen, einer wunderbaren Stille gleich, blumengeschmückte, duftende Beete, wohlgepflegte Wege, frische Rasenplätze. Vor einer dieser Besitzungen, die auf einem blauen Emailschild die Inschrift

« Les Tilleuls »

trug, machte Andre Vallery halt. Lebhaft, als häufiger Gast dieses Edens zog er die Klingel; ein Gärtner öffnete. Gleichzeitig trat eine junge Frau aus einer Laube: sie war groß und schlank, mit üppigem, glänzendem Haar; sanft blickten die großen Augen in dem braunen Gesicht, auf dessen milden Zügen kaum sichtbare Spuren früherer Sorgen, der Dreißigjährigen neuen Reiz verließen.

Beim Anblick des Besuches stieß sie einen Freudenschrei aus:

— „Was! Sie hier, mein Freund? Ich eilte herbei, denn ich glaubte Ihr Klingelzeichen erkannt zu haben; aber dennoch traue ich kaum meinen Augen. Und was bringt Sie hieher?“

Sichtlich erfreut, reichte sie ihm, mit einer reizenden Gebärde von Zutrauen und Zuneigung ihre beiden Hände: er nahm sie in die seinigen, drückte sie lange, dann sagte er mit einnehmendem Lächeln:

— „Die Sache, die heute verhandelt werden sollte, war die erste der Sitzung; und diesem Umstande verdanke ich meine Freiheit, liebe Adrienne. Dann habe ich eiligst den Zug bestiegen, um

diesen Nachmittag in ihrer Nähe verbringen zu können, und nichts wehrte mir diese Freude. Allerdings hatte ich noch einen sehr egoistischen Gedanken: ich wollte in Ihrer Nähe den Mut schöpfen, um endlich eine gewisse Mitteilung zu machen, die wir jetzt absolut nicht weiter hinausschieben dürfen: heute abend noch werde ich meiner Tochter unsere bevorstehende Hochzeit mitteilen!"

Die ausdrucksvollen Gesichtszüge Adrienne Rangis hatten sich verfinstert; sie seufzte, ohne zu antworten.

— „Kommen Sie!“ sagte sie mir.

Ihren Arm in den ihres Freundes legend, führte sie ihn zu den herrlichen Lindenbäumen, denen das Gut seinen Namen verdankte. Auf dem lauschigen Plätzchen, wo bequeme Ruhesessel um einen Tisch standen, setzten sich die beiden Verlobten nebeneinander: gemeinsamer Kummer, dessen tiefer Ernst sie sich nicht eingestanden, hatte sie einander noch näher gebracht. Vor ihnen bereitete sich, in sanftem Gefälle, eine Rasenfläche bis zum Herres hinab, der, einem langen, glänzenden Metallbände gleich, sich durch die blühenden Gefilde wand. Unten am Abhang schaukelte ein hübscher Kahn in seiner kleinen Bucht, während leiser Wind duftend durch die Blätter zog. Die beiden, die sich erwählt und gefunden hatten, konnten sich aber der köstlichen Stunde nicht hingeben, da ein gleicher Gedanke sie beide bestürmte.

— „Sie befürchten also“, sagte Adrienne mit zaghafter Stimme, „eine peinliche Auseinandersetzung?“

Er nickte bedenklich mit dem Kopfe.

— „Ja! ich befürchte es... es ist wahrscheinlich...“

Sie äußerte, etwas nervös:

— „Ach! wenn die arme Kleine doch nur begreifen wollte, wie lieb sie mir ist, schon allein, weil sie Ihnen gehört, und daß ich alles tun würde, um sie glücklich zu sehen!“

— „Ich hoffe wohl, daß sie dies später einsehen wird,“ versetzte der Advokat,

der instinktiv die Verteidigung der Tochter übernahm. „Sie müssen aber begreifen, werthe Freundin, daß zur Zeit aber andere Erwägungen bei ihr maßgebend sind. Edmée war erst zwei Jahre alt, als ihre Mutter starb; jetzt ist sie fast 17 alt. Während diesen 15 Jahren hat sie mich nie verlassen, ständig sah sie mich um ihr Wohl, um ihre Erziehung bekümmert; sie war nie in Pension und seit ihrer Kindheit hat sie den Unterricht zu Hause genossen; so war sie denn auch gewohnt, die kleine Herrin zu spielen. Nur wird ihr gleichzeitig ihre häusliche Macht, die sie mit naivem, begreiflichem Stolge ansieht, und ihre Anhänglichkeit zu mir, die sie als ausschließliches Recht betrachtet, genommen: seien Sie überzeugt, daß das arme Kind schmerzlich überrascht und viel leiden wird, wenn es merkt, daß es mir nicht genügt und daß ich ihr mein ganzes Leben nicht mehr ausschließlich widmen will. Es ist sicher, daß einerseits die Eltern nicht immer die moralischen Bedürfnisse ihrer Kinder verstehen, aber andererseits auch wollen die Kinder nicht begreifen, daß die Eltern auch an sich selbst denken können: ich bin eben Edmées Gut und Habe, ich bin ihre Sache...“

— „Und mich wird sie wie eine gemeine Diebin betrachten“, warf Adrienne mit betrübtem Lächeln dazwischen.

— „Nein! teure Freundin,“ erwiderte er mit eindringlicher Zärtlichkeit, „aber sie werden Adrienne zu verstehen geben, daß sich nicht immer alles anordnen läßt, wie wir es selbst in unserer Unwissenheit vorsehen. Ja! sie wird unglücklich sein, wie man es immer ist, wenn einem die ersten und bitteren Schicksalschläge widerfahren...“

— „Ach nein!“ flüsterte Adrienne träumerisch, „Alles geht nicht immer, wie wir es angeordnet hatten!“

Und beide schwiegen einen Augenblick, denn sie dachten an die Vergangenheit zurück.

II.

Ja! beide dachten an die Vergangenheit.

Er rief sich seine fleißigen Studienjahre wach, als er, als armer Student, sich durchschlagen mußte, seinen Verdruß und die Stunden unsäglicher Niedergeschlagenheit, die fast immer die Anfänge der Anwalts-Karriere charakterisieren, wenn der junge Anfänger auf die ersten Klienten wartet, auf eine sensationelle Sache, die ihn in den Vordergrund stellen wird. Dann erinnerte er sich auch an seine Heirat nach seinen ersten Erfolgen, mit jenem hübschen und zierlichen Wesen, von welchem er die Annehmlichkeiten des intimen Lebens erhoffte, auf die jeder Mann rechnen darf, der sich einen eigenen Herd gründet.

Statt dessen hatte jedoch die reizende Emmeline, die bezaubernde Anmut, sprudelnden Wit, eine zartfühlende, das Glück spendende Seele besaß, nur Aufregung und Unruhe an den Tag gelegt, denn ihre Nerven beherrschten ihre Intelligenz und ihr Herz.

Drei Jahre nach der Heirat und nach peinlichen, fast tagtäglich sich wiederholenden Auftritten war sie gestorben, ihrem Gatten ein allerliebtes Töchterchen — Edmée — hinterlassend, das sowohl der Mutter Schönheit, leider aber auch deren moralische Gemütsanlage besaß, dieses krankhafte Empfindungsvermögen, das die besten Eigenschaften verwischt. Und damit das kleine, so vibrierende Wesen nicht unter fremder Leitung zu leiden habe, hatte sich der Vater, obgleich noch jung, nicht wieder verheiratet, um sich seines Kindes besser annehmen zu können: jetzt aber, da Edmée zur Frau herangereift war, glaubte er sich jeglicher einschränkenden Verpflichtungen in dieser Beziehung frei und er wünschte sich, noch vor dem eintretenden Alter, eine neue Existenz zu sichern; mußte er doch wohl, daß, wenn die Kinder einmal groß geworden sind, sie das Nest verlassen, die Eltern, die sich so sehr aufgeopfert haben,

allein zurücklassend. Das diesmal mildere Geschick hatte ihm vergönnt, die gute, vollendete Adrienne zu freien, deren Milde, ihr erhabener Geist, ihr zartes Verständnisvermögen, seinen Traum zur Wirklichkeit machte und ihm endlich das Glück verhieß, aber ein der Laune eines unduldsamen, unabhängigen Mädchens untergeordnetes Glück.

Und auch Adrienne gedachte ihrer Jugend: Oh! wie schwer und traurig war doch dieselbe gewesen, diese einzige, nimmerkehrende Zeit in der Existenz jedes menschlichen Wesens. Sie war verurteilt gewesen, all die geheimen Entbehrungen des Mittelstandes zu ertragen, ans Lager der alten, kranken Eltern gefesselt, die ihre grenzenlose Hingebung nicht anerkannten: daher hatte sie denn auch nicht all die Zukunftsbilder, all die naiven Freuden, die köstlichen, kleinen Idylle, die das Leben der andern jungen Mädchen charakterisieren, gekannt. Aber gleich diesen hatte sie dennoch von Liebe, von Heirat geträumt: wie gerne wäre sie an einem wunderbaren Frühlings-Nachmittag oder während der lieblichen Sommer-nächte Hand in Hand mit ihrem Bräutigam einhergegangen, um mit ihm fröhliche Zukunftspläne zu schmieden. Aber niemand hatte um ihre Hand angehalten, da sie arm war; und so entflohen denn die schönen Jugendjahre, Vögeln gleich, die kommen und entfliegen, und die man nimmer wieder sieht.

Dann hatte, allerdings etwas spät, ein beträchtliches Erbteil eines weitläufigen Verwandten eine Kompensation gegeben. Doch durch diese Lehre der Vergangenheit gewarnt, hatte indessen Adrienne entschieden alle Heiratsanträge, die ihr damals gemacht wurden, abgeschlagen, da sie beabsichtigte, ihr Leben in der Abgeschlossenheit ihres wunderbaren Gutes von Herres zu verbringen, wohin sie sich zurückgezogen hatte.

Aber das Schicksal hatte anders beschlossen! In einem Prozesse wegen der Erbschaft ihres Verwandten wollte es der Zufall, daß sie André Ballety zum An-

walt hatte: und es dauerte auch nicht lange, bis sich diese beiden auserlesenen Wesen gegenseitig verstanden und schätzten; unwiderstehlich fühlten sie sich zu einander hingezogen durch diese so edle Sympathie, die ausschließlich auf moralischer Grundlage fuhte, und deren man nur in einer gewissen Reife fähig ist.

Warum aber sollte dies kostbare und seltene Glück in den Händchen eines Kindes liegen?

Ohne es sich zu gestehen, waren die beiden Verlobten zur selben Folgerung gelangt.

Adrienne erhob zuerst das Haupt.

— „Welche Schwierigkeiten wir auch zu überwinden haben werden,“ sagte sie, als ob sie ihre intimsten Betrachtungen zusammenfassen wolle, „Sie werden mir ja beistehen, mich lieben, nicht wahr, André?“

Zärtlich schaute er sie an.

— „Ob ich Sie lieben werde, Geliebte?“ erwiderte er leise; „ich werde Sie um so mehr zärtlich lieben, da Sie — ich befürchte es — meinem lieben, armen Kinde viel, viel von Ihrem Herzen werden geben müssen, ohne dafür Entgeltung zu bekommen.“

— „Dann,“ erwiderte sie mit strahlender Miene, „werde ich stark sein.“

In stummer, dankbarer Begeisterung drückte er ihre Hände und abermals verstummten beide. Und so blieben sie, bis langsam die Schatten der Dämmerung hereinbrachen und das Plätschern des Bächleins sie aus ihrer Entrückung weckte.

III.

Edméeallery erwartete ihren Vater zum Abendessen; mit Genugthuung überschaute sie nochmals den mit dem ausgefuchten Geschmack einer sehr jungen Hausfrau gedeckten Tisch. Der berühmte Advokat hatte sich verspätet und schon — wie eine kleine Königin, deren geringste Gewohnheiten gewissenhaft berücksichtigt werden — wurde seine Tochter ungedul-

dig, als Schlag 8 Uhr Herrallery erschien.

— „Du warst doch nicht um mich besorgt, Liebling?“ fragte er, indem er das Mädchen, das ihn mit vorwurfsvoller Miene anschaute, küßte.

— „Ich wußte nicht, was ich denken sollte,“ erwiderte sie; „sonst bist du doch immer so pünktlich, Vater!“

Ihr Blick hing an dem Gesichtsausdruck ihres Vaters, auf dem sie die flüchtigsten Empfindungen abzulesen gewohnt war: da sie merkte, daß er Besorgnis hatte, frug sie schmeichelnd:

— „Was ist dir, Väterchen? Ging's nicht, wie du wolltest, am Gericht heute?“

— „Rein! Rein! durchaus nicht“, erwiderte er zerstreut, „im Gegenteil, ich habe meinen Prozeß gewonnen.“

— „Natürlich, wie immer!“ bemerkte sie schelmisch.

Diese kleine Schmeichelei blieb indessen ungeachtet, und in einem Tone, der eine wichtige Mitteilung erraten ließ, fuhr der Anwalt fort:

— „Ich muß dich sprechen, Edmée, komme nach dem Essen in mein Arbeitszimmer!“

Die feinen Augenbrauen des Mädchens zogen sich zusammen; Edmée antwortete nicht; das Essen verging beinahe stillschweigend. Edméees Augen blieben hartnäckig in ihren Teller gerichtet und von Zeit zu Zeit schaute der Vater verstohlen, mit mitleidigen Blicken, nach dem zarten blonden Geschöpfchen, dem lebenden Bilde der Verstorbenen hin, dem er einen für den zarten Organismus harten Schlag versetzen würde.

Als sich Herrallery erhob, folgte ihm seine Tochter wortlos. Im Arbeitszimmer angekommen, obwohl ihr Vater sie scherzend aufgefordert hatte im großen Klientensessel Platz zu nehmen, blieb Edmée mit angstvoll gespanntem Gesicht, die Hände krampfhaft verschlungen, stehen.

— „Mein Kind!“ sagte er, „ich sehe, daß du erraten hast was ich dir mitteilen



— „Was! Sie hier, mein Freund? Und was bringt Sie hierher?“

will... Du wirst also vernünftig sein...
Ja! Edmée, ich werde mich wieder ver-
heiraten..."

Sie war todblaß geworden; jedoch
rührte sie sich nicht und keinerlei Protest
kam über ihre zitternden Lippen.

— „Uebrigens,“ fuhr Herr Vallery
fort, „kannst du dich nur über diesen
Entschluß freuen, denn, die ich erwählt
habe, wird dir die zärtlichste Mutter
sein; du kennst sie ja, es ist Fräulein
Rangis“.

Edmée erhob ihre Stirn, ihre Augen
funkelten.

— „Diese Intrigantin!“ stieß sie her-
vor. „Dachte ich es mir doch!“

Bei diesen Worten war nun auch Herr
Vallery erblaßt:

— „Ich verbiete dir,“ sagte er mit
Nachdruck, „in solch beleidigenden Worten
von der edelsten, uneigennützigsten aller
Frauen zu sprechen! Fräulein Rangis
ist viel reicher als ich, und sie wäre weit
eher berechtigt, mich geldsüchtiger Ab-
sichten zu bezichtigen, aber dazu hat sie
ein viel zu edles Herz, und sie schätzt
mich, wie ich sie selbst schätze. Was nun
dich selbst betrifft so wirst du ihr eben-
soviel Respekt zu bezeugen haben als
mir, wenn nicht, ich warne dich, so wirst
du mein Zutrauen und meine Liebe
verlieren.“

Das Mädchen konnte die Strenge ihres
angebeteten Vaters, der zum ersten
Male so zu ihr sprach, nicht ertragen und
brach in Tränen aus; er wandte sich ab
um ihren Schmerz nicht zu sehen.
Bittend streckte sie ihm ihre Arme ent-
gegen:

— „Vater!“ bat sie... „Vater! das
wirst du nicht tun!“

Er aber fuhr in entschlossenem Tone
weiter:

— „Doch, ich werde es tun, für dein
und mein Wohl!... Nächsten Winter
wirst du in der Gesellschaft auftreten;
hierzu bedarfst du des Schutzes einer
Frau und zwar einer Frau höherer Bil-
dung, deren Ratschläge nach und nach
dein Benehmen, das jetzt das eines ver-

waisten Kindes ist, ändern wird. Dann
noch eins, mein Kind, es soll kein Vor-
wurf sein, aber es ist Zeit, daß ich auch
an mich denke; bis jetzt habe ich mich
deiner Erziehung gewidmet, aber in
2—3 Jahren wirst du heiraten und
dann bleibe ich mutterseelenallein. In-
dessen bin ich kaum 40 Jahre alt; du
sollst mich verstehen: mein Entschluß ist
notwendig und unwiderruflich!“

Ein unjäglicher Ausdruck von Schmerz,
Herausforderung und Hochmut entstellte
in diesem Moment die feinen Gesichts-
züge Edmée's.

— „Ich will sie nicht!“ rief sie em-
pört, „ich will keine Ratschläge dieser
Freundin, die die Annahmung hat, meine
Mutter zu ersetzen. Ich hasse sie, hörst
du Vater, ich hasse sie! Und wenn du
darauf bestehst, sie mir aufzudrängen,
so werde ich ihr alles zu Leid tun, was
ich kann. Wie wird sie genug leiden, um
meine jetzige Qual auszugleichen!“

In blinder Wut stürzte sie hinaus und
schloß sich in ihrem Zimmer ein; dort
warf sie sich, in Tränen aufgelöst, aufs
Bett, während Herr Vallery der zärt-
lichen Bitte seiner Braut gedenkend, mit
einem tiefen Seufzer murmelte:

— „Oh! Adrienne, wie sehr werde
ich sie lieben müssen!“

III.

— „Sie gehen aus, Edmée?“

Das junge Mädchen hob den Kopf
und erblickte ihre Stiefmutter an einem
Fenster des ersten Stockes; ärgerlich,
bei ihrem frühen Ausgang ertappt zu
werden antwortete sie kurz: „Ja!“

Ohne sich entmutigen zu lassen fuhr
Adrienne in freundlichem Tone weiter:

— „Eine kleine Spazierfahrt auf dem
Verres?“

— „Ja!“

— „Na, dann vergnügte Fahrt!“

— „Danke!“

Seit zwei Jahren, seitdem ihr Vater
Adrienne Rangis geheiratet hatte, ver-
kehrte Edmée nur in diesem kurzen wort-

fargen Ton mit der jungen Frau, die sie in ihrem Haß „Rabenmutter“ nannte.

Es war allerdings eine sonderbare Rabenmutter diese zartfühlende Adrienne. Stets war sie bestrebt, mit tausend reizenden Einfällen dieses junge hartnäckige Herz zu zähmen. Aber nichts ließ voraussehen, daß, trotz all den sinnreichsten Anstrengungen, es ihr jemals gelingen könnte. Alles, was die raffinierteste Boshaftigkeit erfinden kann, um ein verabscheutes Wesen zu beleidigen und zu schmerzen, hatte Edmée Vallery, dieses von Natur aus gute und bis zum äußersten empfindliche Kind, unter dem Einflusse der Böswilligkeit und eines ungerechten Grolls, entdeckt. Es gab keinen Aerger, den Edmée ihrer Stiefmutter ersparte, keine barsche Antwort, die sie ihr nicht gab, allerdings nur in Abwesenheit ihres Vaters, denn wenn dieser zugegen war, verschloß sie sich stets in eine mürrische Wortlosigkeit.

Da sie recht wohl begriff, daß sie das Vaterherz verwunden würde, wenn sie sich über das dennoch geliebte Kind beschwerte, ertrug Adrienne alles, ohne zu klagen, und wenn dann ihr Mann ihr für ihre Sanftmut dankte, ahnte er nicht, wie viel stillschweigenden Edelmut diese barg.

Entwaffnet durch diese Sanftmut, die sich durch keinen Angriff erschüttern ließ, fühlte sich Edmée oft von ungewissen Gewissensbissen erfaßt, aber bald gewann ihre blinde Voreingenommenheit wieder die Oberhand und das junge Mädchen nahm von neuem ihre feindselige Haltung auf.

Ihr böswilliges Empfinden Adrienne gegenüber war bei ihr so tyrannisch, daß sie der zweiten Frau ihres Vaters sogar für die Genüsse grollte, die sie ihr schuldeten, für den Comfort, die Lebensfreude, die man in dem schönen Gute von Perres empfand, wo jetzt die Familie fast das ganze Jahr verweilte, da die Nähe von Paris es Herrn Vallery erlaubte, leicht seinen Geschäften nachzu-

gehen. Lange hatte sich Edmée hartnäckig als Fremde in der eleganten Wohnung betrachtet, sich in beleidigender Weise geweigert, sich der Gegenstände zu bedienen, die ihr nicht gehörten. Die Strenge gegen sich selbst war anfänglich so weit gegangen, daß sie sich die unschuldige Zerstreuung versagte, mit dem am Rande des Parks verankerten Rachen auf dem kleinen Flusse Spazierfahrten zu unternehmen.

Aber bald sollte ein Zauber ihre systematische Enthaltung brechen und sie vermochte nicht mehr dem Perres und dem Rachen zu grollen, als ein sympathischer Kahnfahrer sich vorgestellt hatte.

Maurice Rogal war der einzige Sohn eines Fabrikbesizers, der, mehrfacher Millionär, sich auf ein in der Nähe liegendes Gut zurückgezogen hatte. Zwischen einem jungen Manne von 23 Jahren und einem 19-jährigen Mädchen beschränkt sich der Verkehr selten nur auf freundschaftliche nachbarliche Beziehungen.

Während ihre beiden Rachen auf dem stillen Wasser dahinglitten, verliebte sich Maurice in Edmée und auch sie hing an dem jungen Manne mit der ganzen Macht ihrer zurückgedrängten Zärtlichkeit. Jetzt war ihr ganzes Wesen von diesem einzigen Gefühl durchdrungen, das sie von der Gegenwart entschädigte und die Zukunft versinnbildete. Als sie an jenem Morgen an den Perres kam, fand sie Maurice, der sie bereits erwartete:

— „Na! und nun?“ frug sie alsbald in einem Ton, der verriet, daß zwischen den beiden jungen Leuten eine Abmachung bestehe.

— „Nun!“ erwiderte er, „es ist abgemacht, daß mein Vater heute nachmittag bei Ihrem Vater um Ihre Hand anhalten wird!“

— „Ach! wie glücklich bin ich“ sagte sie einfach.

Und traumberloren ruderten die Beiden ihrem Glücke zu.

V.

Beim Frühstück kündigte Adrienne an, sie werde den Nachmittag in Paris zu bringen, um einige Einkäufe zu besorgen, und da ihre Stieftochter sich wohl gehütet, sie zu benachrichtigen, verabschiedete sie sich, nicht ahnend, welcher wichtiger Schritt am Nachmittag unternommen werden sollte.

Kurz darauf erschien Herr Rogal Vater und ward ins Arbeitszimmer des Herrn Vallery geführt.

Edmée war unter die großen Linden geflüchtet, um von hier aus den Weggang des Besuchers zu beobachten, was nicht lange dauerte, denn nach einigen Minuten schon sah sie ihren Vater, der Herrn Rogal bis zum Gitter zurückbegleitete, wo beide Männer sich mit zereemoniösem Gruße verabschiedeten.

Nichts Gutes ahnend lief Edmée Herrn Vallery entgegen:

— „Nun Väterchen? Und diese Heirat . . .“

— „Sie ist unmöglich, mein liebes Kind!“ antwortete der Vater, ahnungslos, welchen Stoß er ihr versetzte.

Angstvoll blickten die großen Augen des Mädchens:

— „Unmöglich? . . . und warum?“

— „Weil ich nicht reich genug bin, mein armer Liebling! Ich kann dir nur 200 000 Francs Mitgift geben. Herr Rogal aber, durch unsere luxuriöse Lebensweise, die wir dem persönlichen Vermögen deiner Stiefmutter verdanken, getäuscht, war überzeugt, daß du eine viel größere Mitgift erhalten würdest; er wünscht mindestens 500 000 Francs. Denken wir also nicht mehr daran, mein Liebling!“

Sie erwiderte nichts, alles drehte sich um sie und der erschrockene Vater konnte die Wankende gerade noch in seinen Armen aufnehmen.

Als Adrienne gegen Abend zurückkam, fand sie das junge Mädchen todesbleich, mit starren Augen auf dem Sofa des

Salons liegen und um das die bestürzten Dienstmädchen herumstanden.

Rasch hatte sie ihr Mann benachrichtigt.

Sie sagte nichts, aber ein himmlischer Strahl glänzte in ihren wunderbaren schwarzen Augen; sie beugte sich über die vor Verzweiflung verstummte Edmée, drückte einen Kuß auf ihre weiße Stirn, und ohne ein Wort zu sagen begab sie sich auf das benachbarte Gut, wo sie klingelte.

Raum eine Viertelstunde später war sie zurück, lächelnd und ruhig, wie gewöhnlich. Ein Diener folgte ihr, der Herrn Vallery ein Brieflein von Herrn Rogal überreichte. Rasch überflog er die Zeilen, dann warf er seiner jungen verklärten Frau einen unaussprechlichen Blick zu und reichte Edmée das Papier:

— „Hier, mein Kind, lies selbst!“

Mechanisch gehorchte Edmée.

In wenigen, kurzen, im kaufmännischen Stile gehaltenen Worten, teilte Herr Rogal mit, daß er glücklich sei, daß das Mißverständnis von vorhin behoben sei. Da Fräulein Vallery eine Mitgift von 500 000 Francs bekomme, fühle er sich geschmeichelt, ihr seinen Sohn zu geben.

Edmée hatte sich erhoben. Verständnislos starrte sie auf das Papier.

— „Ich habe 500 000 Francs?“ wiederholte sie, die Stirne in ihre beiden Hände gedrückt, mit einer Geste der Verzweiflung.

— „Ja,“ sagte der Vater mit zitternder Stimme, „und sieh', wer sie dir gibt!“

Dabei deutete seine vor Erregung bebende Hand auf Adrienne.

Edmée folgte der Richtung, erkannte die „Rabenmutter“, die in diesem Augenblick in wirklich übermenschlicher Schönheit strahlte.

Da zerriß plötzlich ein Schleier in ihrem Gemüt!

Was? dies war die Rache dieser Frau, der ihr Haß keine Kränkung, keinen Schmerz erspart hatte?

Eine letzte Empörung bemächtigte sich

des jungen Mädchens und ein blitzartiges Verlangen durchzuckte sie, diese Wohltat abzuschlagen.

Aber im Innersten ihres Herzens ward endlich die reine Liebe wach; die Härte schmolz in ihrem Innern und wich einer unfäglichen Sanftmut.

Keine Entschuldigung, keine Abbitte konnte die verhaßte Vergangenheit wieder gut machen! Sie erhob sich, und vor der „Rabenmutter“ niederkniend, sagte sie innig:

— „Verzeih' . . . Mutter!“

Der Anna-Turm.

(Mit einer großen Abbildung.)

Am Nordabhange des Donon liegt eine kleine, friedliche Gegend, die « la Vöge » genannt wird. Zur Zeit unserer Erzählung — es war im harten Winter des Jahres 1819 — lag auch dieser Winkel in tiefem Schnee begraben. Ebenfalls der alte Schloßthurm auf dem Bergabhange — der Anna-Turm, wie er im Volksmunde hieß — streckte seine verschneite Spitze aus dem dichten Tannenwald hervor. Das Herrschaftshaus und dessen Nebengebäude waren auf Wunsch von Frau Annet, der Urgroßmutter der jetzigen Besitzerin, Nicole de la Louvière, erbaut worden. Lange hatte der alte Schloßthurm den Namen seiner Erbauerin getragen; schließlich war er aber mit der Zeit, die alles — Namen und Menschen — umgestaltet, der Bequemlichkeit halber, vielleicht auch weil sein Aeußeres, besonders im Mondenschein, lebhaft an „Ritter Blaubart“ erinnert, zum „Anna-Turm“ geworden.

An jenem 22. Januar, gleich nach dem Frühstück, trat der Stabsarzt des Aulnah, für die Jagd ausgerüstet, aus seinem Wohnzimmer: seine große, gerade Gestalt, sein vornehmes Wesen, die — trotz seiner 60 Jahre — immer noch jugendlichen Bewegungen haben ihm den Respekt und die Zuneigung aller erworben. Sein Ausdruck verrät lauter Güte

und Redlichkeit. Dieser gutherzige Mann ist Nicoles Oheim — mütterlicherseits — und deren Vormund; ihr zuliebe hat er schon seit 12 Jahren seinen Dienst und seinen Sitz im Institut aufgegeben, um sich ausschließlich der Erziehung und dem Schutze seiner Nichte, der Tochter einer älteren Schwester, zu widmen. Oberst de la Louvière ist bei Jena als Held gefallen und seine von Schmerz verzehrte Frau ist ihm nur wenige Monate später ins Grab gefolgt: die arme Waise war damals kaum 7 Jahre alt.

Bei seiner schweren Aufgabe ist ihm Anastasie Mithou, eine Marktenderin, behilflich gewesen. Von kräftigem Wuchs, etwas barsch, aber seelengut, war sie ihrem Vorgesetzten, dem Oberst de la Louvière, auf allen seinen Feldzügen gefolgt. Tatkräftig war sie überall zur Hand gewesen: hier dem Verwundeten kühlen Trunk spendend, dort auch, im Notfall, zum Gewehr greifend; sie war es, die namentlich die kleine Waise gepflegt. Ihr Mann, ein stiller, ehemaliger Trainsoldat, den sie über alles liebt, obwohl sie nicht besonders zart mit ihm umgeht, trägt, dem Geetze der Gegensätze zufolge, den hochtrabenden Vornamen Cincinnatus.

Auf dem Flur ist der Arzt stehen geblieben, denn von der zur Plattform des Schloßturmes führenden Treppe vernimmt er das Rauschen eines Kleides, leichte Schritte auf den steinernen Stufen und eine helle, frische Mädchenstimme, die die ersten Strophen eines bekannten Volksliedes singt: Es ist Nicole!

— „Auf Wiedersehen, Mädchen! Ich will einen Pürschgang machen,“ ruft er. Und die freundliche Stimme antwortet:

— „Viel Vergnügen, lieber Onkel; aber bleibt ja nicht zu lange aus; denkt an das Gerücht, das der Briefträger heute morgen brachte, von einer Straßenräuberbande, die die Wanderer überfällt und sie beraubt. Ich habe daher einstweilen auf meine Spazierritte verzichtet, und um meine Feigheit zu beruhigen, ersteige ich den Turm, um Um-

schau zu halten, ob nicht etwa der Märchenprinz, den Ihr mir immer wünschet, am Horizonte aufsteht.“

— „Und ich,“ versetzte der Arzt, „werde bis nach Halbach wandern, um mit dem Bürgermeister über diese Gerüchte zu sprechen; bis zum Mittagessen werde ich zurück sein. Deine Feigheit ist durchaus weise, mein Liebling!“

Das achtzehnjährige Mädchen hatte rasch die Wendeltreppe erklimmt. Von der Plattform des Turmes aus beherrschte man das schöne Tal des Rupt du Ravon, in der Ferne erkennt man die hohen Gipfel des Hengst, des Großmann, der Hauts-Chaumes, etwas näher den Donon mit seinen prähistorischen und gallorömischen Heiligtümern, dann die kleineren Ketten der Mittel-Bolesen, deren mit wunderbaren dunkeln Tannentwäldern bedeckte Gipfel die Landschaft — einem riesigen Kranze gleich — umschließen. Alles lag, in herrliches Weiß gekleidet, unter dem blauen Himmel, und in der Winter Sonne erschien die Schneedecke wie mit Diamanten besät.

Lange blieb Nicole vor diesem herrlichen Anblick in Bewunderung versunken. Und ein unbestimmtes Gefühl von Lebensfreude, das allen zartfühlenden und künstlerisch veranlagten Naturen eigen ist, übermannte sie. Nicole dachte: „Lieber Onkel, wo bleibt denn der Märchenprinz, den Ihr mir zudentet, der kommen soll, mir sein Herz und seine Krone zu Füßen zu legen und mich von meinem Turme zu entführen? Lebte er wirklich, dieser Freier — Hirt oder König — der mit Euch, der Ihr mir alles seid, verglichen werden kann? Und wenn es einen gäbe, würde ich ihm das Jawort geben? Vielleicht! — Nun aber genug mit diesem dummen Selbstgespräch; das ist zu viel für mein kleines Gehirn: zum Kluck die Freier! Gehen wir lieber dem guten Onkel entgegen!“

In wenigen Sähen war Nicole die Wendeltreppe hinuntergeeilt und als sie einige Augenblicke später ihr Zimmer verließ, war sie im Jagdanzug, die

Flinte auf dem Rücken, die Jagdtasche an der Seite. Als sie vor der Küche vorbeikam, rief sie: „Geda! Mutter Anastasie, ich gehe meinem Onkel entgegen!“ Dann ihren Hund pfeifend, betrat sie den Pfad, der sich durch den Wald bis nach Halbach hinzieht. Sie war wirklich reizend, diese Phöbe mit ihren klassischen Zügen, den tiefblauen Augen, dem roten, feingezeichneten Munde, zwischen dessen Lippen zwei weiße Perlenreihen sichtbar waren. Der scharfe Morgenwind hatte ihre Wangen leicht gerötet.

Da blieben plötzlich, vor einem dichten Stechpalmenbusch, Cora und Konflöt stehen. Und da Nicole im Gebüsch rascheln hörte, dachte sie, es könne wohl ein Wildschwein sein. Sie lud ihr Gewehr, legte an und rief: „Fass' an, Konflöt!“

— „Schießen Sie nicht, Fräulein!“

— Ein junger Mann kroch auf allen Vieren hinter dem Dickicht hervor, wie aus einem Zauberkasten. Er war wie ein Botaniker oder Mineraloge ausgerüstet. Nicole setzte ihr Gewehr ab und der Naturforscher, den Hut in der Hand, trat näher:

— „Glücklicherweise,“ sagte er, „ist dem Menschen die Sprache gegeben worden, damit er sich derselben bediene, sonst wäre mein Los kein beneidenswertes gewesen!“

— „Ich wäre verzweifelt, mein Herr, einen unwillkürlichen Mord begangen zu haben,“ erwiderte Nicole, „aber erlauben Sie, gewöhnlich läuft in unseren Wäldern nur vierfüßiges Wild umher, nicht aber menschliche Jagdbeute!“

— „Ich begreife Ihr Erstaunen, gnädiges Fräulein! Ich habe für heute meine Studien vollendet. Dürfte ich Sie nun bitten, so freundlich zu sein und mir die Richtung nach dem Dorfe Halbach angeben zu wollen? Da ich in dieser reizenden Gegend völlig fremd bin, hat mich mein Streifzug in diesem Walde irregeführt.“

— „Recht gerne! Da ich selbst in dieser Richtung meinem Onkel entgegen

gehe, werde ich Sie auf den richtigen Weg bringen!"

Und im Weitergehen, nachdem sich Hauptmann d'Iberville vorgestellt hatte, sprach er, als vollendeter Kavaliere, nur von dem Reiz der Umgegend, ohne wieder auf den Zwischenfall des Stechpalmenbusches zurückzukommen. Als sie an die Biegung des Weges gekommen waren, zeigte Nicole dem Hauptmann den Pfad nach Halbach, dessen Kirchturm am Ende des Abhanges sichtbar wurde. Der Offizier verabschiedete sich und bald darauf war er im Gehölz verschwunden.

Nicole erwartete ihren Onkel; sie trillerte eine Jagdmelodie vor sich hin, mit den Füßen stampfend, um sich zu erwärmen; nach einer Viertelstunde kam Doktor des Aulnay auf demselben Pfade. Erstaunt rief er:

— „Was! Du hier, Mädchen? Wie kommt es, daß du deinen sicheren Zufluchtsort auf dem Turme gegen einen verwegenen Spaziergang umgetauscht hast?"

— „Ach was!" erwiderte die Nichte, „ich habe mir überlegt, daß das lichtscheue Gefindel nur nachts an der Arbeit ist und daß mich mein Gewehr und meine Hunde genügend beschützen."

Im Weitergehen plauderte Nicole lustig und nach und nach verklärte sich wieder das sorgenvolle Antlitz des Arztes.

— „Seht, lieber Onkel, in meinem Turme habe ich so viel nachgedacht, daß ich Kopfschmerz bekam: ich habe mir nämlich die Frage gestellt, ob ich überhaupt heiratsfähig bin, ich, ein verfehlter Junge, ein Bauernmädchen in feinem Putz. Ich habe aber auch gar nichts von der Anmut eines aristokratischen Mädchens und verabscheue die Welt. Mein Pferd, meine Hunde, Hühner und Enten sind meine ganze Zerstreuung; Frauenarbeit ist mir unbekannt oder widrig; mein Gewehr, meine Pinsel und Bücher entzücken mich!" — Und an ihren Fingern abzählend, fuhr sie mit ihrer Aufzählung weiter:

„Ich kann kochen, weil ich eine Fein-

schmeckerin bin; ich bin eigensinnig und werde niemals einen Gebieter anerkennen! Und dann?... Allerdings habe ich Lateinisch gelernt, auch etwas Griechisch: gegebenenfalls könnte ich einen Alexandriner zusammenreimen, aber das ist alles! Eure kleine Nicole ist ein Wildfang, der im Schatten des tiefen Waldes herangewachsen ist. Und während ich größer wurde, bin ich durch Euch, lieber Onkel, dem besten der Menschen, durch Abbé Mangin, einem Heiligen, und durch Mutter Mithou gehätschelt, gepflegt und verwöhnt worden: kurzum, ich bin ein schwer unterzubringendes Naturwunder! Desto schlimmer für die Freier! Ihr könnt Euch denken, daß ich manchen erraten habe: es sind ihrer eine Menge! Welche Auswahl! Arglistiger Gemahl Penelopes, gib mir deine Pfeile! ... Ach was! Dummes Zeug, ich mache es wie Ihr, lieber Onkel, ich bleibe „Junggefelle"!"

Der gutmütige Doktor lächelte erheitert ob der guten Laune seiner Nichte. Und als sie mit dem ihr eigenen Erzählertalent von der Begegnung beim Stechpalmenbusche berichtete, überkam ihn ein Nachkrampf:

— „Aber Kind, ich bin ihm ja begegnet," meinte er. „Er grüßte mich sehr freundlich; hat er sich nicht wenigstens vorgestellt?"

— „Doch! Er ist jedenfalls Offizier, auch wohl leidenschaftlicher Pilz-, Stein- und Insektensammler; er hat einen Namen wie d'Iberville genannt!"

— „Während des Feldzuges in Aegypten war ich mit einem Genie-Obersten dieses Namens näher bekannt, der ebenfalls ein hervorragender Gelehrter war: ob er wohl ein Verwandter von ihm ist?"

Die Unterhaltung brach ab, denn sie waren zu Hause angekommen.

Als sie am andern Morgen beim Kaffee saßen, brachte der Briefbote ein Schreiben, bei dessen Lesen der Arzt aufsprang:

— „Werkwürdig!" rief er aus. Und sich an Nicole wendend, frug er: „Rate,

wer mir schreibt? — Oberst d'Zerville, von dem ich dir gestern sprach. Er kündigt mir den Besuch seines Sohnes Jean an, der als Infanteriehauptmann in die Vogesen abkommandiert ist. Ich bin fest überzeugt, daß dein Steinjammler und der Sohn meines alten Freundes miteinander identisch sind. Durch meine Kollegen des Instituts war es d'Zerville möglich, mich nach 20 Jahren wiederzufinden."

Nicole antwortete ohne Begeisterung, daß die Sache wohl so sein könne. Und bald entführten die Kriegserinnerungen den Arzt ins Märchenland der alten Pharaonen zurück.

Acht Tage waren vergangen. Der Hauptmann hatte nichts von sich hören lassen und war bereits vergessen, zumal die Jagd auf die Wegelagerer, die von der Gendarmerie und dem Militär ganz energisch geführt wurde, die benachbarten Wälder des Stritivaldes zwischen Saint Quirin und Saint Bodon zum Schauplatz hatte. Die ganze ehemalige Grafschaft Salm war in Aufruhr, und Nicole war ärgerlich, da sie jetzt selbstredend auf ihre geliebten Spaziergänge verzichten mußte.

* * *

Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, in denen die Luft mit mehr oder weniger Elektrizität geladen ist als gewöhnlich: nervöse Leute sind dafür sehr empfänglich. Dies war auch der Fall bei „Mutter Withou“. Tagsüber hatte sie bereits „handgreifliche“ Beweise ihrer Aufregung gegeben: eine schallende Ohrfeige der Magd, weil sie zu lärmend aß, und einen kräftigen Puff einem jungen Schlingel, der ihr frech geantwortet hatte:

Herr Schwachmatikus — ihr Gemahl — war die Ursache hierzu, denn seit einigen Tagen verduftete er regelmäßig, und zwar ohne Genehmigung seiner besseren Gehälfte. Bei einbrechender Dunkelheit hatte sich Anastasiens Zustand nur noch verschlimmert und die Magd und das Dienstmädchen hatten es daher vorgezo-

gen, sich dünne zu machen; es blieben nur noch in der Küche „Mieze“, die Krage, und „Azor“, der Köter; der Instinkt der Tiere, viel besser als der des Menschen, spürt das herannahende Gewitter: Mieze hatte es daher für ratsam gehalten, auf den Wäscheschrank zu flüchten und sich zwischen zwei kupfernen Kesseln in Sicherheit zu bringen; Azor hatte sich unter eine Kredenz verkrochen, und nur seine Schnauze war noch sichtbar.

Mit der Herstellung eines für den nächsten Tag bestimmten Meisterstückes beschäftigt, durchschritt „Mutter Withou“ höchst erregt ihre Küche, mit schiefstehender Haube und über die Ellenbogen gestülpten Ärmeln, einen großen Schöpflöffel wie einen Tomahawt schwingend. Ihr Herr Gemahl wäre erstarrt, hätte er vernommen, welche Martern sie ihm bei seiner Rückkehr zudachte... Da schlägt es schon acht Uhr vom Kirchturme in Halbach und die Abendglocke verkündet Tageseschluß: und immer ist ihr Mann nicht heimgekommen!

Anastasiens Nerven sind daher aufs höchste gereizt! Sie fährt auf, als sie die kleine Türe des Hühnerhofes gehen hört, wirft ihren Schöpflöffel in eine Ecke, ergreift einen mächtigen Besen und stellt sich hinter die Tür: der Türgriff dreht sich behutsam, drohend erhebt sich der Besen.....

Aber er sinkt nicht auf des Schuldigen Haupt!.....

Durch die geöffnete Tür dringt ein Windstoß mit einem Gemisch von Schneeflocken und dürrten Blättern in die Küche. Gleichzeitig erscheint eine Hünen-gestalt, einen mächtigen Zweispiz auf dem Kopfe, in einen langen, schwarzen Mantel gehüllt, unter welchem Reitstiefel sichtbar werden. Die rechte Hand wirft den Mantel, einem großen Flügel gleich, zurück, um militärisch zu grüßen.

Anastasia ist todblaß geworden! Sie erholt sich jedoch rasch, um auszurufen: „Gott im Himmel, Herr Wachtmeister, wie habt Ihr mich erschreckt!“

— „Der heilige Respekt vor dem

immerwachenden Auge des Gesetzes ist ein heilfamer Gedanke, schöne Frau," ver setzte galant Gendarmerie-Wachtmeister Mascaron, ein ehemaliger Karabinier. „Leider ist es aber nicht der Moment zum Liebäugeln! Seien Sie bitte so gut, Frau Withou, und benachrichtigen Sie den Herrn Stabsarzt, daß ich ihm eine höchst wichtige Mitteilung bezüglich unserer neulichen Rücksprache beim Herrn Bürgermeister von Halbach zu machen habe!“

„Mutter Withou“, trotz ihrer imposanten Beleihtheit, rannte die Diensttreppe hinauf. Der Arzt kam herab, gefolgt von Nicole.

Der Wachtmeister stand stramm und meldete: „Hauptmann d'Yberville, an der Spitze seiner Voltigeurs, und meine Gendarmerie-Brigade haben im Walde von Houzot, an der Johannes-Kreuzlichtung, ungefähr 5 Kilometer von hier, die Bande der Wegelagerer, der wir nun seit 14 Tagen auf der Spur sind, umzingelt. Es hat leider Verwundete gegeben, die Ihre Pflege benötigen, Herr Stabsarzt; auch brauchen wir zwei Wagen, um sie zu transportieren. Herrn Hauptmann d'Yberville wäre es auch sehr angenehm, wenn er seine Leute und seine Gefangenen bis Tagesanbruch im Nebengebäude unterbringen könnte.“

Erstaunt, erkundigte sich der Arzt:

— „Hauptmann d'Yberville kommandiert also die Expedition? Wer zählt zu den Verwundeten und wie groß ist deren Zahl?“

— „Es sind der Herr Hauptmann selbst mit einem Gott sei Dank ungefährlichen Säbelhieb auf dem Kopfe und fünf ebenfalls leichtverwundete Voltigeurs. Nur ein Zivilist ist ziemlich ernstlich am Arme und am Schenkel verletzt; jedoch scheint auch er sich nicht in Gefahr zu befinden, nur wird sein Transport einige Vorsicht erheischen: es ist nämlich Cincinnatus Withou, Ihr Hausmeister, Herr Stabsarzt!“

Man hatte die Rückkehr Anastasiens nicht bemerkt: ein gellender Schrei kün-

digte indessen ihre Gegenwart an. Die gefühlvolle „Mutter Withou“ erlitt einen Nervenanschlag. Ohnmächtig lag sie auf dem Küchenboden, und nur mit Mühe konnte man sie auf ihr Zimmer bringen.

Der Arzt ließ unverzüglich zwei Wagen anspannen, auf welche Matrasen und Decken gelegt wurden, beehrte dann sein Pferd und bat Nicole, ihm seine Instrumente bereit zu halten.

Dank der rührigen Hilfe des Wachtmeisters waren die nötigen Vorkehrungen rasch getroffen. Schon standen die Wagen bereit, der Arzt und der Wachtmeister saßen bereits im Sattel, als eine imposante Masse behend den einen Wagen erklimmte: es war Anastasie, die hoch und heilig erklärte, sie würde ihre Pflichten zu erfüllen wissen. Und schon hatte die kleine Kolonne eine gute Strecke zurückgelegt, als man den Galopp eines Pferdes vernahm: es war Nicole auf ihrer Stute; in wenigen Sähen war sie an der Seite des Arztes:

— „Lieber Onkel! Da Ihr Eure Instrumente vergessen hattet, so bringe ich sie!“

— „In cha Allah! In Gottes Namen denn,“ erwiderte nur der Arzt.

Und an der Lichtung angekommen, organisierte er rasch den Sanitätsdienst mit Hilfe Nicoles, Anastasiens und des Wachtmeisters. Der Hauptmann hatte viel Blut verloren, seine Wunde hatte glücklicherweise nur die Kopfhaut in Mitleidenschaft gezogen; Cincinnatus Withou war allerdings ziemlich mitgenommen worden, aber auch bei ihm bestand keine Lebensgefahr.

Nicole legte eine große Kaltblütigkeit und viel Geschicklichkeit an den Tag: der Hauptmann, dessen sie sich speziell annahm, konnte nicht umhin, ihr dies zu gestehen:

— „Mein Fräulein, ich habe bereits mehrere Feldzüge mitgemacht und bin zweimal verwundet worden, aber nie ist mir ein so angenehmes Abenteuer zugestoßen: kürzlich durch eine reizende

Jägerin mit Erschießen bedroht, entkomme ich nur durch ein Wunder, und diese Jägerin ist es selbst, die, nachtsüber in eine Krankenschwester verwandelt, mir nun heute meine Wunden verbindet in einem wunderbaren Walde unter sternensunkelndem Himmel, beim feenhaften Scheine der Fackeln und Wivaksfeuer: es ist wie in einem Zauberstück!"

— „Sie scheinen ja ganz poetisch angehaucht, Herr Hauptmann?"

— „Kein Wunder! Unter solchen Umständen muß man es werden! Auch der Gleichgültigste würde in diesem Falle den Pegasus besteigen!"

Und um Mitternacht, als alle Verwundeten verbunden waren und, so gut es eben ging, auf die Wagen gebracht waren, bildete sich der Zug. Der Arzt zog es vor, sich neben Cincinnatus zu setzen, im Falle eine neue Blutung eintrete. Hauptmann d'Iberville wollte zu Fuß, an der Spitze seiner Voltigeurs, marschieren, was ihm jedoch durch Nicole ganz entschieden verwehrt wurde:

— „Herr Hauptmann, solange Sie einen Verband tragen, haben Sie mir zu gehorchen!"

Und der Offizier schwang sich auf „Coquette", der man den Sattel des Arztes auflegte, während Nicole das Pferd ihres Onkels ritt. Daher legten Amazone und Hauptmann den Heimweg zusammen, Bügel an Bügel, wie zwei alte Bekannte zurück.

Tags darauf zogen die Voltigeurs, unter der Leitung eines Leutnants, mit ihren Gefangenen gen Saarburg ab, die verwundeten Soldaten und Gendarmen nach Grand Rabon. Hauptmann d'Iberville indessen mußte, auf Befehl des Arztes, der seinen Truppenteil benachrichtigte, das Bett hüten.

Vierzehn Tage später konnte der Verwundete seinen ersten größeren Ausgang riskieren; aber mit einer gewissen Kletterie verbar er seinen letzten Verband unter seiner Feldmütze. Um seinen Gast und Nicole, die durch all diese Ereignisse sehr erregt war, zu zerstreuen, schlug

Doctor des Aulnay eine Jagdpartie vor, die mit Begeisterung angenommen wurde.

Die Jagd war erfolgreich und in jeder Hinsicht gelungen; beim Frühstück im Walde erwies sich der junge Hauptmann als sehr geistreich und witzig; Nicole war lustig und ganz besonders liebreizend, der gute Doctor lächelte stillvergnügt.

Als sie gegen 1 Uhr oberhalb der Collins angelangt waren, schickte Doctor des Aulnay die Treiber und Hunde über den Solbach-Weg, über den sie gekommen waren, nach Hause, und schlug den beiden jungen Leuten vor, den kürzeren Pfad über die Eboulis zu nehmen. Er selbst wollte noch bis zu den Collins steigen, um einen Kranken zu besuchen.

Die jungen Leute waren von Peter, einem zwölfjährigen Burschen, der das erlegte Wild trug, begleitet; sie marschierten mitten im Walde auf dem Pfade der Eboulis, das heißt ungefähr 4 Kilometer vom Wohnhause entfernt.

Ruhig und freudig schritten sie dahin und schon waren sie in der letzten kleinen Schlucht, an der sie vorbei mußten, angekommen, als plötzlich ein großes Wildschwein, hinter einem Felsblock hervorrasend, sich auf sie stürzt. Instinktiv legt Nicole, die voraus marschierte, an und feuert ihr Gewehr ab. Aber das rasende Tier stürzt blitzschnell auf das Mädchen, das mit einem gellenden Schrei zu Boden fällt. Der Ober wirft auch den Hauptmann um: doch einige Schritte weiter bricht das Tier tot zusammen: Die Kugel hatte glücklicherweise gut getroffen und eine innere Blutung hervorgerufen. Hauptmann d'Iberville hatte sich rasch erhoben und eilte auf Nicole zu, die vergebens suchte, sich aufzurichten:

— „Mein linker Fuß scheint verwundet..."

Tatsächlich ist die dicke Ledergamasche unterhalb des Knies bis zum Knöchel zerrissen; glücklicherweise aber haben die Hauern des Tieres das Fleisch nicht verletzt und nur der untere Teil des Fußes ist sehr stark angeschwollen, was Nicole



Der Ober greift nach dem Hauptmann um: doch einige Schritte weiter

verhindert stehen, geschweige denn gehen zu können. Und nun, was tun? — Hauptmann d'Iberville schlägt ihr vor, sie zu tragen, aber Nicole lehnt ab. Hierauf große Debatte: der Offizier führt ihr plausible Beispiele sowie die Folgen der Mollie und der hereinbrechenden Nacht, sowie auch die Todesängste ihres Onkels vor Augen: endlich gibt sie nach. D'Iberville nimmt das Mädchen in seine Arme, das er, wie ein Kind, leicht die steile Anhöhe hinaufträgt. Inzwischen ist auch Peter vom Baume, auf den er geklettert war, herabgestiegen; er folgt und trägt stolz die Gewehr. Am Gipfel des steilen Aufstieges angekommen, setzt der Offizier behutend seine Last ab:

— „Seiden Sie, Fräulein?“ fragt er Nicole besorgt.

— „Es ist nichts!“ antwortet sie lächelnd. „Aber Sie selbst, Herr Hauptmann, müssen wohl gänzlich außer Atem sein?“

— „Durchaus nicht. Aber für diesen letzten Abstieg nun, und damit ich Sie bei einem eventuellen Sturze nicht mit mir reiße, muß ich die Transportweise ändern: ich muß Sie auf meinen Rücken nehmen, was allerdings nicht besonders elegant und poetisch ist, aber wir haben keine andere Wahl und bei dieser stockfinsternen Nacht wird unsere Rückkehr gänzlich unbemerkt bleiben.“

Belustigt gab Nicole ihre Einwilligung: sie schlang also die Arme um den Hals des Offiziers, dessen Mantel, quer über Schulter und Brust gehängt, sie wie ein Troggurt stützte.

Der ziemlich mühsame Abstieg mußte durch häufiges Halten unterbrochen werden, und als sie in der Nähe des Turmes angekommen waren, war es völlig Nacht. D'Iberville konnte nun Peter vorausschicken, damit er rasch den Arzt von dem Vorgefallenen in Kenntnis setze; schon am Gitter trafen sie ihn herbeieilend, in höchster Angst. Sofort nahm der Onkel seine Nichte in die Arme, und zu sehr angegriffen, um viel zu sprechen, sagte

er nur, sichtlich gerührt: „Herzlichen Dank, d'Iberville...“

Im feierlich erleuchteten Salon hat sich Nicole, sehr bleich, in einen bequemen, gepolsterten Lehnstuhl niedergelassen und zwingt sich ausgelassen zu erscheinen. Ihr Onkel hatte sie gerade gepflegt, als der Hauptmann eintrat, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Als das Mädchen zu ihm aufblickte, bemerkte sie entsetzt, daß eine breite Blutspur langsam an der Wange des Offiziers herunterrieselte.

— „Oh mein Gott...“ rief sie aus.

Der Arzt hat auch das Blut gesehen:

— „Auch das noch!“ brummt er ärgerlich. „Ihre Wunde hat sich wieder geöffnet!“

— „Das ist doch nichts, lieber Doktor, ich hatte es ja gar nicht einmal gemerkt. Aber sagen Sie mir bitte vor allem, ob der Unfall von Fräulein Nicole Folgen haben wird...?“

— „Seien Sie darüber gänzlich beruhigt, mein Freund, sie wird morgen mit uns zu Mittag essen. Es ist ein einfacher Sehnenriß.“

Dann vertraute sich der Offizier den erfahrenen Händen Anastasiens, die seinen Verband provisorisch erneuerte. Nicole, deren Nerven gereizt waren, vergoß an jenem Abend reichliche Tränen, sie, die sonst niemals weint...!

Nach all' diesen heftigen Aufregungen verstrichen einige ruhige Stunden: Wunden und Sehnenrisse heilten rasch, aber ganz anders war es mit dem Seelenzustand der beiden jungen Leute: der Hauptmann schien zu träumen... Nicole starrte ins Blaue... Warum?

Wie zahlreiche junge Mädchen, schrieb auch Nicole ihre Empfindungen in ein Tagebuch, das indiscreten Blicken vor-enthalten blieb. Auf der letzten Seite hätte man, unter anderen Aufzeichnungen, lesen können:

„Gestern, auf der Turmentasse, als ich von jenem denkwürdigen Tage sprach, an dem ich ihn beinahe erschossen hätte,

und ich ihn frag, was er wohl inmitten der Stechpalmen in solch' sonderbarer Stellung am Boden gesucht habe, erklärte er mir, wie er, als Naturforscher verkleidet, und mit Hilfe Cincinnatus Nitou, die Spuren der Banditen verfolgte und gerade einen von diesen verlorenen Gegenständen näher untersuchte. Er fürchtete überrascht zu werden...“

„Mein Onkel hat mir von seinen glänzenden Heldentaten gesprochen, denen er das Ehrenkreuz verdankt, und dabei ist er noch keine 29 Jahre alt... er ist eben ein Held!“

Etwas weiter schrieb sie noch:

— „Dies Ende unserer Jagd war mir süß, lustig und schmerzlich: schmerzlich, weil mir mein Fuß schrecklich weh tat, süß, weil ich in seinen Armen das Gefühl einer großen Geborgenheit empfand und während der zweiten Transportweise überzeugt war, daß mein Märchenprinz ebenso gut wie stark ist... lustig war ich auch, wenn ich an das Komische meiner Lage bei der Rückkehr in den Anna-Turm dachte... wie stark und gut ist mein Soldat!“

Und noch weiter hatte sie geschrieben:

„Heute morgen, auf dem Aussichtsturm, schien mir mein ausgezeichnetes Kamerad noch zerstreuter als gewöhnlich, nach poetischer und träumerischer angelegt. Es schien, als wolle er mir etwas anvertrauen: aber im psychologischen Moment nahm seine Schüchternheit überhand, — denn dieser starke Mann ist schüchtern! — ja, sie drückte ihm die Kehle zu und er blieb sprachlos neben mir. Ich denke mir ja, was er mir doch nicht ermutigen. Es ist allem Anschein nach furchtbar schwer, solches zu gestehen! Wäre ich an seinem Platze...“

Hier hörten Nicoles Aufzeichnungen auf!

Endlich! an einem schönen Morgen, als die Vögel schon lustig des Frühlings Rückkehr verkündeten, brachte der Briefbote von Saint Bodon einen wichtigen Brief: er kam vom Oberst d'Iberville.

Kurz darauf fand im Billardzimmer eine ernste Unterredung zwischen dem Onkel und dem Hauptmann statt, der gerade am Vorabend zurückgekommen war. Als die beiden Verschwörer aus dem Zimmer traten schienen sie gerührt, aber glückstrahlend. Die Galauniform, die der Offizier angelegt hatte, verlieh seinen jungen und doch so energischen Gesichtszügen mehr Reiz. Vor der Tür des kleinen Salon, wo sich Nicole aufhielt, zog sich der Arzt zurück: Hauptmann d'Iberville trat ein.

Als Nicole ihn so feierlich und so verwirrt sah, überkam sie eine Ahnung, was sich nun ereignen würde: ihre Lippen erblähten leicht, aber sie fastete sich schnell:

— „Mein Fräulein,“ so begann mit leicht zitternder Stimme der Offizier, „mit dem Einverständnis Ihres lieben Onkels und meines Vaters erlaube ich mir, Ihnen eine Frage zu stellen, von der mein Glück hienieden abhängig ist: Wollen Sie meine Gefährtin sein auf dem Lebenspfade?“

Todesbläß erwartete er die Antwort, die ihm mit einem allerliebsten Lächeln gegeben wurde:

— „Ich bin sehr gerührt, Herr Hauptmann, über Ihren Antrag, auf den ich ja ein wenig gefaßt war: ich wünschte, daß Sie mich liebten...!“

Und Nicole reichte ihm beide Hände. So erblühte dazumal in der Vöge eine Idylle, in der das Wort Liebe nur zu allerletzt ausgesprochen wurde.

Stanz von Odratheim.

— „Verloren und wiedergefunden!“ — Ein Wanderbursche klopft bei einer alten Dame an: „I bitt' schön um eine kleine Gabe — i hab' den Feldzug mitgemacht und beide Beine verloren!“ — „Sie frecher Lügner, Sie haben ja noch beide Beine!“ — „Bitt' schön, i hab' die Beine hernach wiedergefunden!“

selbst
wo es
die Gene
stellungen

all dener
Erneuere

tungen
Verzuch
Maleshe

andauer
Heilmi
ähnlich
angewa
ersten

in die
täglich
Inhalt

Resulta
und da
eine Be
Nachd
wieder

24 fr.

UNIC

Ein Dokument. Wie hoch die gesamte Aerzteschaft die Pink-Pillen einschätzt, hat sich besonders während des Krieges gezeigt.

In diesen langen Jahren, wo die Strapazen und die unausgesetzte Nervenspannung selbst die widerstandsfähigste Konstitution und die stärksten Nerven zugrunde richteten und wo es galt, die häufigen Fälle von Blutarmut und nervöser Erschöpfung zu bekämpfen, sowie die Genesung der Schwerverletzten zu beschleunigen, mussten die Aerzte ein Wiederherstellungsmittel zu ihrer Verfügung haben, dessen Heilwirkungen längst anerkannt waren.

Und so griff denn eine Menge von Militärärzten zu den Pink-Pillen, welche von all denen, die Gelegenheit hatten, sie zu erproben, mit Recht als ein besonders wirksamer Erneuerer des Blutes und der Nervenkräfte angesehen werden.

Unter diesen Militärärzten, die sich an die Pink-Pillen wandten und ihre Beobachtungen aufzeichneten, fasst Dr. Reynaud, Oberarzt der Militärlazarette, das Resultat seiner Versuche in folgender Notiz zusammen. Herr Reynaud praktiziert heute in Coudray bei Malesherbes (Loiret).

„Mit Recht haben die Pink-Pillen Weltruf erlangt. Sie verdanken diesen ihrer andauernden Wirksamkeit gegen alle anemischen Erkrankungen bei denen eisenhaltige Heilmittel angezeigt sind, sowie alle Krankheitszustände, die daraus entstehen. Allen ähnlichen Heilmitteln weit überlegen, sollen sie mit Vorliebe in allen verzweifelten Fällen angewandt werden, deren Heilung sie fast stets herbeiführen. Das heisst wohl, ihnen den ersten Platz in der modernen Heilkunst anweisen.“

Solche Zeugnisse beweisen, wie sehr das Vertrauen berechtigt ist, das die Kranken in die Pink-Pillen, jenes ausgezeichnete Heilmittel, haben. Und so bekommen wir denn auch täglich Briefe, ähnlich dem von Fr. A. Cabaret, Näherin in La Puisaye (Eure-et-Loir), dessen Inhalt hier folgt:

„Ich bin Überglücklich“, schreibt uns Fr. Cabaret, „Ihnen das ausgezeichnete Resultat mitzuteilen, das ich mit Pink-Pillen erzielte. Ich war bereits seit langem blutarm und da entschloss ich mich Pink-Pillen zu versuchen: nach acht Tagen konnte ich schon eine Besserung feststellen. Die Kopf- und Rückenschmerzen wurden bereits weniger häufig. Nachdem ich nun aber sechs Schachteln Pink-Pillen zu mir genommen hatte, war ich wieder vollständig hergestellt. Ich bin glücklich, Ihnen dies mitzuteilen.“

Die Pink-Pillen sind in allen Apotheken erhältlich. Preis für eine Schachtel: 4.50 fr., 24 fr. die 6 Schachteln, ausserdem 50 cts. Zuschlag für jede Schachtel.



UN CELEBRE HYGIENISTE
LABBÉ KNEIPP

MALZKAFFEE
Hausnützlich · Sparsam

KNEIPP

*Unentbehrliches Getränk für
Nervenleidende, sowie für alle
diejenigen die Herz-, Nieren-,
Blasen-, und Magenleidend sind.
Ersetzt hier ganz den Kaffee.*

Erhältlich in allen
Nahrungsmittel-Geschäften u. bei P. Maurel, Fabrikant in Juvisy (S. & O.)

Blutreinigende Kur

durch ein

echt blutreinigendes Mittel.

Der gesunde Verstand, von der Wissenschaft unterstützt, hat die Notwendigkeit einer blutreinigenden Kur bei der Abwechslung der Jahreszeiten anerkannt.

Diese Kur ist nötig für jedermann, aber besonders für Rheuma- und Gicht-Patienten, für die, deren Harn trübe oder dunkelfarbig ist, oder einen Satz hinterlässt, für die, welche leiden an Nierenbeschwerden, Kongestion, Aufgeblasenheit, Kopfschmerzen, Herzklopfen und Aufgedunsenheit. Sie ist auch nötig für jene, welche viel Schweinefleisch, Konserven, Rauchfleisch und Gebäck essen, welche die Menge Harnsäure im Blute steigern.

Ein gutes blutreinigendes Mittel soll dem Blute und den Körperflüssigkeiten die schlechten Bestandteile und Harnsäure, welche sie verderben, entziehen und mittels der Nieren abführen.

Siehe da, warum Foster's Nierenpillen, ein wunderbar auflösendes Mittel der Harnsäure, ein gutes blutreinigendes Mittel sind.

Eine Normalkur mit Foster's Nierenpillen wäscht die Nieren, vertreibt die Harnsäure, reinigt das Blut, macht die Gelenke geschmeidig, hinterlässt ein wirkliches Gefühl des Wohlseins und verhütet schwierige und schmerzhaftes Krankheiten.

FOSTER'S NIERENPILLEN

In allen Apotheken, Frs. 4.40 pro Schachtel, oder portofrei (Normalkur 25 Tage) H. BINAC, Apotheker, 25, rue St. Ferdinand, Paris, 17.

FOSTER'S SALBE, ausgezeichnet und berühmt gegen Hautübel und Hämorrhoiden, Ekzema, Flechte, Nesselsucht, Hautausschlag, Jucken, Grind, Pusteln, Rotlauf, Frostbeulen, Schrunde, Schorf, Mückenstiche. Foster's Salbe ist das Mittel ohnegleichen gegen Hautkrankheiten. Antiseptisch und lindernd, macht sie die Haut geschmeidig, heilt die angegriffenen Stellen, stärkt dieselben, beschwichtigt und vertreibt das Jucken. Ihre Unfehlbarkeit bei in- und äusserlichen Hämorrhoiden ist derart, dass oft die fortgesetzte Anwendung schmerzhaftes Operationen verhüten konnte. Preis: Fr. 4.40 in allen Apotheken oder portofrei H. BINAC, Apotheker, 25, rue St. Ferdinand, Paris, 17. Paris. R. d. G. 43 343.

RHEUMATISMEN

Die Gicht, Hexenschuss und alle Arterien-Krankheiten werden gründlich durch den

TRAITEMENT DU CHARTREUX,

dem stärksten aller bekannten Gegenmittel für den Rheumatismus, geheilt. Misserfolg ausgeschlossen. Keine besondere Diät. Verlangen Sie die Broschüre gratis und franko bei **M. MALAVANT**, 19 rue des Deux Ponts, in Paris. Sie können sich selbst heilen.

KARMELITENWASSER "BOYER"

EAU

des **CARMES**

BOYER



Belebend

Tonisch

Verdauungsbefördernd

Auf Zucker, in frischem Wasser, im Grog, oder in einem Aufguss.

Man hüte sich vor Nachahmungen

Skizzen aus der grossen Zeit.

Episodische Erzählung des Todes des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen.

(10. Oktober 1806.)

(Mit einem Bilde)

Dem Kriegs-Notizbuch meines Groß-Onkels, des Hauptmanns Mehner der alten Garde-Grenadiere, habe ich folgenden Bericht über die Schlacht bei Saalfeld entnommen, in welcher Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, Neffe Friedrichs des Großen, unseres geschworenen Feindes, den Tod fand. Er ward am 10. Oktober 1806 durch den Sergeanten Guindey, von den 10. Husaren, getötet. Fritz Metzger, Guindeys Ordonnanz, ein Landsmann meines Groß-Onkels, hat demselben das Begebnis einige Tage später erzählt, und zwar in der „Wirtschaft zum Schwarzen Adler“ zu Potsdam, im Brandenburgischen, am Tage nach dem Einzug der großen Armee in Berlin. Hauptmann Mehner fand diese Erzählung so köstlich, daß er sie, ohne ein Wort daran zu ändern, noch am selben Abend niederschrieb.

Wie Ihr ja wisset, war mein Regiment, die 10. Husaren, dem V. Korps zugeteilt, das Lannes kommandierte und das anfangs Oktober bei Bamberg konzentriert wurde.

Seit einigen Tagen war es uns zumute, als würde es heiß hergehen: am 7. Oktober nämlich hatte ein gewisser Wilhelm, von Beruf König von Preußen, dem Kaiser ein Schreiben geschickt, in dem er ihn aufforderte, sich jenseits des Rheins zu bemühen — und zwar raschnmöglichst — andernfalls er uns dorthin mit Fußtritten befördern würde.

Als der Geschorene¹⁾ diese Einladung

¹⁾ Der Geschorene — le tondu — war einer der zahlreichen Übernamen Napoleons, den ihm seine Soldaten, als er sich nach dem Konsulat die Haare kurz schneiden ließ, beigelegt hatten.

las, wollte er sich zu Tode lachen: „Verthier!“ rief er, ihm den Wisch reichend, „der König von Preußen läßt uns bitten, ehestens auszureißen und Deutschland zu räumen: er sieht uns als Hasenfüße an! Wir werden ihm aber zeigen, was wir können. Bis zum 14. konzentrieren Sie die große Armee in der Umgegend von Jena, gegen Preußen zu; das wird diesen Mann wohl etwas abkühlen. Bis dahin bleibt also Berlin unser Ziel!“

Und sich an Herrn Favot, den Garde-Musik-Inspektor, wendend, sagte der Kaiser:

— „Sie werden sofort die Marseillaise und Ça ira einstudieren lassen; denn, wenn's klappt, wie ich es hoffe, so ziehen wir am 25. Oktober nachmittags 3 Uhr in Berlin ein!“

Da Herr Favot wußte, daß der Geschorene nicht mehr sonderlich republikanisch angehaucht war, seitdem er nicht mehr den Namen Bonaparte, sondern Majestät führte, machte er ein etwas erstauntes Gesicht und der Kaiser mußte ihm wiederholen:

— „Favot! die Marseillaise und Ça ira: ich will den oberen 10 000 Berlins diese Melodien zu hören geben, sowie all' denen, die mit dem Herzog von Braunschweig, anno 92, die Hauptstadt in Asche legen wollten! Also, wohl verstanden, Favot?“

— „Zu Befehl, Majestät, es fehlen mir allerdings die Noten dieser beiden Stücke, aber ich verfüge noch über etliche alte Sautdegen, die sich dieser Melodien noch aus früheren Zeiten erinnern werden, um sie ihren Kameraden beibringen zu können.“

Und wir alle von den 10. Husaren, die den Kaiser umstanden, als er zu Favot sprach, hörten dies alles ebenso gut wie er, namentlich also daß am 25. Oktober 1806, nachmittags 3 Uhr, die große Armee mit Sang und Klang ihren Einzug in Berlin halten würde; und dies trotz der 200 000 Preußen, die zwischen uns und dieser Hauptstadt lagen, die wir gestern mit unserem Besuch

beehrt haben. Dies alles ereignete sich im Bivak, vor Bamberg, wo unsere Kompagnie, bis zum Eintreffen der Gardejäger, die Ehrenwache bildete.

Ihr könnt euch daher wohl denken, daß ein jeder zufrieden war, namentlich wir 40 000 Elsässer, die in der großen Armee dienen. Tatsächlich waren die Preußen, die im Elsaß kein sonderliches Andenken zurückgelassen haben während der paar Wochen vor Balmby, sehr stolz, als sie ordentlich Haue von uns bekamen. Ein jeder war ungeduldig, sich mit den Soldaten des „großen Fritz“, wie die Preußen sagen und die uns mit Haut und Haar auffressen wollten, zu messen; war es auch zu alltäglich geworden, Oesterreich durchzuprügeln: von Ulm bis Austerlitz hatten wir deren so viele erschlagen, daß, sogar wir, die alten Kerle aus dem italienischen Kriege, denen es zur Gewohnheit geworden war — im vierten Jahre der Republik hatten wir 130 000 niedergemacht —, solcher Arbeit überdrüssig wurden.

Die Preußen, dachten wir, werden schon fester auf den Beinen stehen; sie haben ihren Ruf zu verteidigen und es wird eine wahre Lust sein, sich mit solchen Hauptkerlen, die „Fritz“ gedrillt hat, zu messen.

Den Morgen des 8. verbrachten wir damit, unsere Säbel zu schleifen, die mehr als eine Scharte hatten; denn im Bivak dienen sie als Universal-Werkzeug, ebensogut zum Schlachten der Spanferkel als zum Zuschneiden des Holzspießes, an dem sie gebraten werden.

Inzwischen vollendeten die Rekruten des Jahres XIII in aller Eile ihre Ausbildung: sie hatten die Feuvertaube noch nicht erhalten, denn sie kamen ja erst nach dem Feldzuge gegen Oesterreich, als wir in der oberen Pfalz im Quartier lagen.

Die alten Haudegen wie ich, wir brachten ihnen namentlich die richtige Handhabung des Säbels im Schlachtgetümmel bei: Aug' in Aug' mit dem Gegner, als wolle man ihn auffressen! Die Hand

in Quarte, die Spitze drohend nach vorn, etwas abwärts gerichtet; den Arm zurückgelegt und zum Ausholen bereit, sobald der Gegner sich anschießt, auf seinen Partner loszuhauen.

Denn die Oesterreicher, Preußen, Russen und anderen Völker des Nordens geben nur etwas aufs Drauffschlagen; schon wegen ihrer Statur ziehen sie es vor, sich der Schneide zu bedienen; denn es sind Riesen, die einen mitten durchschneiden würden, wie eine Birne, falls sie den richtigen Punkt träfen. Da ihnen aber jede Gelenkigkeit abgeht, bleiben ihnen die Säbelstöße versagt: sie empfangen solche, aber erteilen keine, was nicht sonderlich vorteilhaft ist, wenn man alt werden will. Und solche Stöße sind gerade der große Vorteil der französischen Kavallerie, namentlich der leichten. In neun Fällen auf zehn, wenn die Hiebe überhaupt nicht fehl gehen, ziehen sie höchstens die Haut in Mitleidenschaft, und es handelt sich im schlimmsten Falle nur um ein Stück Haut, das der Wundarzt wieder annäht, wenn man ihn nach dem Schlachtentumult wiederfindet. Von einem Stich aber, wenn er auf französische Art versetzt wird, mit einem gutgehärteten Säbel, nicht aber mit einer Kosakenlanze, die einem höchstens ein blaues Mal hinterläßt, erholt man sich nimmer: es ist saubere Arbeit, fast ohne Bluterguß. Allerdings ist er ziemlich schwierig zu versetzen; denn, um mit Erfolg vorzugehen, muß man den Augenblick abwarten, in welchem der feindliche Gegner zum Schlage ausholt; denn eine Sekunde später, und der Schädel fliegt einem zu Boden, es sei denn, man trägt eine eiserne Weste^{*)}, krümmt seinen Rücken und hält seinen Helm entgegen, auf dem sich dann der Säbel abstumpft. Aber wir, die der leichten Kavallerie, die, wie unsere Vorfahren, mit unbedeckter Brust kämpfen, wir haben dieses Hilfsmittel nicht. Da heißt es eben: aufgepaßt und nicht gelacht, um mit einem

*) Ein Küras.

eleganten Säbelstich den Gegner in ein besseres Jenseits zu befördern.

Viel Geschick und Kaltblütigkeit gehört jedenfalls dazu; auch sind es namentlich die Alten, die, wie ich, mehr als einen Feldzug mitgemacht haben, die am meisten Übung darin haben. Trotzdem hat man aber Rekruten gesehen, die sich beim ersten Treffen ebenfalls als Meister bewährten: es liegt ihnen eben im Blut!

Was nun mich selbst anbetrifft, so habe ich, sowohl in Italien als in Aegypten, Oesterreich und Deutschland, ein paar Duzend dieser Stöße verseht. Es war Michel Ney — der inzwischen zum Feldmarschall ernannt wurde —, ein Landsmann von mir, der seinerzeit, Anno II der Republik, mein Lehrer war, als wir zusammen bei den 4^o Housards^{*)} dienten. Inzwischen ist Michel Ney rasch befördert worden, und ich bin einfacher Kavallerist geblieben, da ich weder lesen noch schreiben kann, sonst wäre ich sicher auch Feldmarschall.

Kurzum, der erste, den ich aufgespießt habe, war ein Husar Barlos, dem ich am Vorabend von Arcola auf dem Damme begegnete. Da wir in entgegengesetzter Richtung gingen, was immer störend ist, und er nicht rechts ausbog, mußte ich ihm Anstand beibringen.

Der letzte war ein Leibgardist des Kaisers aller Russen. Wie bei Austerlitz, warteten wir auf der Straße von Brünn, daß die Reihe an uns käme, da galoppierten die Feinde an uns vorbei, ohne sich umzusehen, verfolgt von den Grenadiern zu Pferd, die ihre Reihen durchbrochen hatten. Die Bienenkörbe^{*)} schlugen derb drauflos auf die vergoldeten Kürassen der Russen, was einen höllischen Spektakel verursachte. Die Sache schien uns so urgelungen, daß, ohne einen Befehl abzuwarten, die Elitekompagnie dem Feind auf dem Pelze war;

^{*)} Nur die 4 ersten Husaren-Regimenter trugen den Namen Housards die andern behielten einfach die Bezeichnung Hussards.

^{*)} Übernahme der Grenadiere wegen ihren Honigkörben ähnlichen Bärenmützen.

fünf Minuten später waren wir im Handgemenge: ich für mein Teil hatte es mit einem mindestens 6 Fuß hohen Kerl zu tun. Im Augenblick aber, in dem er ausholte, um mich niederzuschlagen, gelang es mir, ihm meine Latte in den Leib zu rennen: er fiel vornüber, die Nase auf dem Halse seines Pferdes — ein wunderbares Tier, das ich einem Hauptmann der „Eisen-Westen“ Ransouths für 25 „Napoléon“ verschacherte. Den Kürasch schleppte ich bis Wien mit, im Glauben, er sei aus Gold und daß ich dafür einen guten Erlös ziehen könnte: leider war es aber nur Schundware, so etwa wie ein doppelter kupferner Kessel, in dem man höchstens Obst eintochen konnte. Kurzum, ich habe den kürzeren gezogen, zumal der Wert des Kupfers inzwischen wesentlich gesunken ist.

Und das ist ein neuer Beweis, daß die alte Kätt, die Köchin des Herrn Maire bei uns daheim, recht hatte, wenn sie ihre kupfernen Kessel scheuerte und dabei sagte: es ist nicht alles Gold, was glänzt!

Aber mein Säbelstoß, auf den ich seinerzeit so stolz war, ist nichts im Vergleich zu dem, den am 10. leztthin mein Schüler verseht hat, der kleine Sergeant Guinden — ein ganz junges Gemüse —, den ich selbst in den Sattel gehoben habe, der noch ein Milchkind war, als ich schon längst die Uniform trug. Als er uns vor einem Jahre zugeteilt wurde, war er so blond, so rosig und so zart, daß wir ihn „Fräulein Guindée“ nannten! Aber, trotz seiner Mädchenhand besaß dieser junge Bursche eine eiserne Faust: er ist einer jener, die den Meisterstoß gleich beim ersten Male vollführen; denn es steckt ihnen im Blute.

Jedoch, bevor ich euch seine Heldentat erzähle, an der ich auch etwas Anteil habe — da er mein Schüler war —, will ich euch erzählen, wie er bei uns ankam:

Vor allem müßt ihr wissen, daß, ein Jahr zuvor, als wir vor Ulm bivakier-

ten, an jenem Tage, als wir Feldmarschall Mack mit seiner ganzen Armee festgenommen hatten, ich Ordonnanz bei Oberst Colbert war, der damals die 10. Husaren kommandierte. Da kommen auf einmal drei junge Burschen in ihrer Lyzeumsuniform. Der älteste konnte vielleicht 17 Jahre alt sein und nannte sich Guindey; er erzählte uns, daß sie alle drei Schüler des Lycée Napoléon in Paris und durchgebrannt seien, um zu uns zu kommen. Etappenweise hatten sie den langen Weg zurückgelegt: bald in der Postkutsche, bald zu Pferd, auch oft zu Fuß; sie kamen gerade in Ulm an, um noch die gefangenen Oesterreicher vorbeiziehen zu sehen.

Mein Guindey wendet sich an Colbert, der höchstens sein älterer Bruder hätte sein können, da er damals kaum 23 Jahre alt und der jüngste Oberst der großen Armee war.

— „Herr Oberst,“ sagt er, „wir sind drei Schüler vom Lycée Napoléon und soeben angekommen, um uns bei den 10. Husaren zu engagieren, das ein stolzes Regiment sein soll, denn der Kaiser hat neulich noch, in seinem letzten Bericht, recht lobend davon gesprochen!“

— „So, so, junge Leute, Ihr leset also die Berichte des Kaisers?“ erwiderte lächelnd der Oberst. „Die scheinen Euch mehr zu interessieren als die griechischen und lateinischen Schriftsteller.“

— „Aber sicher!“ antwortet ihm der junge Mann, „wir sind die alte Geschichte satt und lesen viel lieber in der neueren, die unser Kaiser so glorreich mit seinem Schwerte schreibt!“

— „Gut gesprochen, junge Leute,“ versetzte Colbert. „Ich sehe, was Euch fehlt: Euch ist eine drei Fuß lange Feder, mit der man in roten Strichen ins Gesicht des Feindes schreibt, erwünschter als eine Feder von drei Zoll, die nur dazu dient, unter Aufsicht eines gelangweilten Lehrers das Papier zu bekratzeln. . . ich verstehe Euch, mir ging's nämlich ebenso. Schlaget ein!“

Ueberglücklich schlugen die drei Bur-

schen ein, was eine große Ehre für so junge Bengels war, die die Feuertaufe noch nicht empfangen hatten. Dann ruft der Oberst sofort den wachhabenden Offizier und befiehlt ihm:

— „Kapitän, lassen Sie sofort diese drei jungen Leute immatrikulieren; es ist unnötig, sie zuerst vom Stabsarzt untersuchen zu lassen, der sie zum Freiwilligendienst vielleicht etwas schwächlich finden würde: aber das Herz ist gesund, das ist die Hauptsache. Das ist ausgezeichnete Husarenfaat, die rasch wachsen wird, wenn sie dem Senfmann nicht unterwegs begegnet. Nun denn: Gut Glück, Kameraden!“

Und was der Oberst vorausgesagt, hat sich auch bewahrheitet: zwei dieser Rekruten fielen bei Austerlitz, aus dem dritten aber ist ein Held geworden!

Am selben Abend ward ich beauftragt, den jungen Guindey auszubilden, der der Elitekompanie zugeteilt wurde. Wie ich es Euch bereits sagte, kam er direkt aus dem Lyzeum und seine Lehrer waren dumme Esel, das dürft Ihr mir glauben! Nicht einmal den Sattelbogen vom Sattelbausch konnte dieser junge, aufgeweckte Bursche unterscheiden! Und dabei gibt der Kaiser unheimliche Summen aus, um sogenannte Gelehrte zu bezahlen, die die jungen Leute, die man ihnen anvertraut, nicht einmal unterrichten können!

Das muß ich aber sagen, der Junge hatte gute Anlagen: wir waren noch nicht bis Wien gekommen — was nicht lange dauerte —, da konnte er bereits das vollständige Auseinandernehmen des Zaumes ebenso leicht hersagen wie das Vaterunser; auch fing er bereits an, mit dem Säbel schicklich zu hantieren. Am Abend von Hollabrunn, als wir die Russen ordentlich in Kur genommen hatten, machte ihn der Oberst zum Gefreiten, und bereits acht Tage später erhielt er die Sergeantentrefsen, so gut hatte er sich entwickelt: so hatte ich denn aus einem Unwissenden einen richtigen Gelehrten gemacht, ein Beweis, daß nur ein alter





Und dieser ist so meisterhaft gerichtet, daß die Klinge die Brust des Generals durch und durch bohrte.

Husar tatsächlich aus einem jungen Burschen etwas machen kann. Würde man im Lycée Napoléon statt einer Menge Schwätzer nur Kerle wie mich verwenden, so wären die Studien dort doch ganz anders und man würde die Zeit nicht mit unnötigem Zeug vergeuden; denn ich versichere euch, daß außer dem Säbel, dem Pferd und der Pistole alles andere zu nichts gedient hat. Der beste Beweis hierfür bin ich selbst, denn mit diesem Handwerkszeug bin ich — ohne Lesen und Schreiben zu können — bis Wien und Berlin gewandert, wohin selbst die alten Römer nicht gekommen sind, obwohl sie Gelehrte waren, sagt man, und so gut lateinisch sprachen wie unser Herr Pfarrer.

Kurzum, mein Guindey, den wir nun nicht mehr Fräulein nannten, ward, am Tage nach Austerlitz, zum Sergeanten befördert, denn es waren Stellen frei geworden. Da war ich ihm denn unterstellt und wurde seine Ordonnanz. Während ich sein Lederzeug putzte — denn ein echter Husar sorgt selbst für sein Pferd und seine Waffen —, fuhr ich fort, ihn zu belehren: Ohne mich zu rühmen, darf ich behaupten, daß es sein Glück war, denn sogar nach Ansicht des Obersten Colbert gab es bei den 10. Keinen, der bessere Säbelstöße austeilte als meine Wenigkeit, Fritz Metzger aus Susslenheim im Unter-Elfaß, eine Gegend, auf die ich stolz bin, denn die wackeren Husaren wachsen dort wie Pilze; das war ja auch den Werbem vor der Revolution recht wohl bekannt.

Mit berechtigtem Stolze darf ich daher meinen Anteil an dem ausgezeichneten Säbelstoß, den der kleine Guindey in der Schlacht bei Saalfeld in Thüringen versetzte, beanspruchen: ein Stoß, von dem man noch lange in der französischen Kavallerie sprechen wird, um den ihn die alten Husaren beneiden, da er dem 17-jährigen das Ehrenkreuz einbrachte, ein Beweis, daß das Glück, wie die Frauen, der Jugend hold ist.

Rehren wir aber zu den Ereignissen

zurück: Am 3. Oktober also überschritt das ganze 3. Korps die Pässe des Thüringer Waldes, ein vermaledeites Land, so etwas wie die Schweiz im kleinen, wo ich mich seinerzeit mit Massena gegen die Russen schlug. Lauter Anhöhen und Täler mit Gießbächen, die unvermutet einer ganzen Brigade den Weg versperren, dichte Baumgruppen, hinter denen die Infanteristen leichte Arbeit haben, kurzum ein ekliges Land, denn es gibt nichts Herrlicheres als die großen Ebenen in der Champagne, im Elfaß, in Norddeutschland; dort ist das Land so flach, daß man sich auf einem großen Billard glaubt, nichts stört die Aussicht, die Kavallerie manöbriert darauf wie auf einem Exerzierplatz.

Ich bin doch ziemlich weit herumgekommen, na, ich kenne nichts Herrlicheres als diese Gegenden, man könnte tatsächlich glauben, Gott Vater habe bei den Souffards gedient, als er diese Gegend schuf, so eignet sie sich zur Charge.

Im Thüringer Walde dagegen ist Galoppreiten einfach unmöglich. Ein Kavallerist darf sich nicht allein hineinwagen, er riskiert, von den lauernden Sandhasen wie ein Stück Wild zusammengeschnitten zu werden, was wohl für einen Husaren der erbärmlichste Tod sein kann. Ich für mein Teil möchte lieber in meinem Bette den Geist aufgeben, als so zu sterben.

Während des Durchmarsches durch diesen Wald verhielten wir uns denn — ärgerlich über unsere Untätigkeit — auf der linken Seite der Kolonnen, ahnungslos dessen, was uns bevorstand.

Da, es war in der Nacht vom 9. zum 10. Oktober, trat das Armeekorps den Marsch an zum Angriff auf die Armee des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, eines jungen Herrschers, der, dank seiner Abstammung, sich in die Armee der Generale engagieren konnte, was immerhin sehr angenehm ist. Da er sich rühmte, uns beim Durchschreiten der Pässe abzufassen, hatte er seine Armee längs unseres Weges aufgestellt, den

Rücken gegen die Saale, jenes Bächleins, das bei Jena, Auerstadt und anderen Nestern vorbeischießt, deren die Preußen noch lange gedenken werden.

Das haben wir aber erst später erfahren und hatten keine Ahnung davon, als am Morgen des 10. zum Auffitzen geblasen wurde. Wir reiten los: da speien auf einmal die Kanonen in der Richtung der Ebene zu! Es war unsere Artillerie, die, am Waldestrand angekommen, die Preußen aus dem Schlafe trieb.

Während diese sich in gedrängten Kolonnen sammelten, knallten sie unsere Voltigeurs, die sich überall, hinter jeder Hecke, jeder Erdscholle verdeckt hielten, zusammen, daß es eine wahre Freude war.

Als unsere Brigade ankam, fielen die Bruststesser in solchen Massen, daß ihre Offiziere immer wieder befahlen, die Kolonnen zu schließen.

Die armen Teufel, denen ihre Vorgesetzten nur das Bataillonsfeuer beigebracht hatten, das uns schadlos über die Köpfe flog, verstanden nur noch das eine, daß sie sich in einer keineswegs beneidenswerten Lage befanden. Dennoch blieben sie auf ihren Posten, als gegen Mittag alle unsere Kolonnen plötzlich und von allen Seiten zugleich aus dem Walde hervorkamen: Infanterie in der Mitte, Kavallerie auf den beiden Flügeln.

Marshallannes, ein Schlaupopf, der merkte, daß es bei den Preußen nicht besonders brillant ausfah, gab das Signal zur Generalattacke.

Dann ging's los: mit flatternden Fahnen und gefälltem Bajonett marschierte die Infanterie Suchets beim lustigen Klange eines bekannten Gassenhauers zur Attacke, was der beste Beweis der ausgezeichneten Laune dieser wackeren Sandhasen war: im Nu sind die Preußen in der Ebene zerstreut! Diese war sumpfig und außerdem war ein Fluß zu überschreiten, was keine besonders beneidenswerte Lage ist für Leute, die es eilig haben und denen Kerle mit

3 Fuß langen Latten auf den Fersen sind.

Das war der geeignete Moment für uns Husaren von der leichten Brigade. Die zwei ersten Schwadronen entfalteten sich — einem Schwarm Sperlinge gleich. Fests drauf los ging's in den Preußenschwarm, der, seine Waffen wegwerfend, sich eiligst davon machte, uns seinen... Rücken kehrend. Die beiden anderen Schwadronen, in Reihen kämpfend, rennen alles über den Haufen, was zu widerstehen sucht; auf unserer Linken machte es das 3. Regiment ebenso.

Was nun die Elitekompagnie betrifft, so galoppierte sie während dieser Zeit an der Saale entlang, um den Flüchtlingen den Rückzug abzuschneiden. Da wir an den Fluß kamen, bemerkte ich auf einmal einen ganz jungen General, die Brust mit zahlreichen Orden geschmückt, der mit einigen Reitern verzweifelt den Widerstand leistete.

— „Da gibt's Arbeit für uns, Sergeant!“ rief ich dem kleinen Guindey zu und deutete mit meinem Säbel auf die Gruppe. „Wir müssen unser Möglichstes machen, um den General lebend abzufassen, das könnte im nächsten Bulletin etwas für uns absetzen!“

Zu vierein, den Säbel hoch, Guindey, der alte Moïse Ulrich — ein Landsmann —, Trompeter Gélou — ein Picarde — und ich, dringen wir auf die Preußengruppe vor. Der junge Sergeant ritt uns voran, denn er hatte das beste Pferd, und stürzte sich auf den General, dem er seine Latte unter die Nase hielt:

— „Ergeben Sie sich, Herr General, oder Sie sind tot!“

— „Ich mich ergeben,“ erwidert dieser in so elegantem Französisch, daß man hätte glauben können, er wäre ein geborener „Stedelburger“. Und den Säbel Guindeys parierend, versetzt er diesem einen schredlichen Hieb.

Der Junge aber war auf seiner Hut, denn ich hatte ihn vor solchen Hieben gewarnt und ihn belehrt, wie man sie pariert; gleichzeitig erwidert er den Hieb

mit einem Stoß, wie den, den ich damals bei Austerlitz ausgeteilt hatte.

Die Hand in Quarte, die Spitze nach vorn, drohend, etwas nach unten gerichtet; den Arm nach hinten zurückgebogen, zum Stoße ausholend, und dieser ist so meisterhaft gerichtet, daß die Klinge die Brust des Generals durch und durch bohrte, so daß dieser lautlos vom Pferde sinkt.

Ich meinerseits holte mir, auf dieselbe Weise, den Ordonnanzoffizier herunter, während Moïse und der Picarde sich der beiden anderen Reiter annahmen.

Nach dieser Arbeit, die wohl 2 Minuten in Anspruch nahm, denn wir Kavalleristen müssen, um gute Arbeit zu verrichten, rasch zu Werke gehen, blieb kein Feind mehr in unserer Ecke. Da ruft mir Guindey, den das Blut blendete, zu, ich möchte doch absehen, um den Degen und die Orden des Verstorbenen abzunehmen, um sie dem Feldmarschall zu überbringen.

Ich mache, so gut es eben geht, denn ich selbst hatte eine Kugel im Schenkel, die mir der Ordonnanzoffizier abgefeuert hatte.

Am Abend nach der Schlacht ließen wir uns gerade im Feldlazarett verbinden, als sich das Gerücht verbreitet, daß der Oberbefehlshaber der feindlichen Armeen, Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, Enkel König Wilhelms und Urenkel des großen Fritz und dieser ganzen Gesellschaft, einem so wohlgezielten Säbelstoß eines Husaren erlegen sei, der ihm durch und durch in die Brust gedrungen sei.

— „Das ist gewiß unser Mann!“ sage ich zu Guindey.

— „Wohl möglich!“ gibt er mir zur Antwort. „Ich habe ja noch seinen Degen und seine Orden, die mir als Beweisstücke dienen können!“

Eine halbe Stunde später kommt schon eine Ordonnanz des Feldmarschalls angesprengt, um den Sergeanten zu holen, der mich mitnimmt. Man führt uns bis zur Kirche von Saalfeld, wo, wie wir

es unterwegs erfahren, der Prinz aufgebahrt liegt: wir erkennen leicht den General, dem wir am Morgen begegnet waren: zwischen vier brennenden Kerzen lag er auf seinem Mantel dahingestreckt, die Arme gekreuzt: es war ein schöner Mann gewesen. Wir grüßten!

— „Das,“ sagte ich zu Guindey, „ist eine hübsche Leistung für einen Anfänger“... und ich gedachte mit Stolz, daß er mein Schüler war.

Darauf erscheint Lannes, der ebenfalls den Prinzen erkennt und ihm die militärischen Ehren erweisen läßt:

— „Es war ein wackerer Gegner,“ meint er. Dann wendet er sich an Guindey:

— „Sie sind es, der ihn getötet hat?“

— „Zu Befehl, Herr Feldmarschall, hier sein Degen und seine Orden, die ich Ihnen als Beweisstücke mitgebracht habe. Dann kann ich Ihnen noch einige kleine Details geben: die Sache hat sich kaum eine Meile weit von hier zugetragen, am Flußufer, an einer Stelle, wo eine Hecke steht!“

— „Das genügt,“ erwidert der Marschall. „Ich glaube Ihnen und werde für Sie das Ehrenkreuz beantragen!“ Da drückt er Guindey die Hand, während ich armer Kerl, dem nur ein Hauptmann unter die Hände gefallen war, ganz verlegen in meiner Ecke stehe.

Es war trotzdem ärgerlich für einen alten Husaren mit zwei Treffen wie ich, zuzusehen, wie ein Rekrut ihm den Lederbissen vor der Nase wegschnappt.

Tags darauf kam der Kaiser vorbei und begehrte den Sergeanten zu sehen; auch er drückt ihm die Hand und heftet sein eigenes Ehrenkreuz auf die Brust des Jungen, indem er sagt:

— „Ich hätte dich außerdem zum Offizier ernannt, wenn du mir den Prinzen lebend gebracht hättest!“

— „Es ist nicht meine Schuld, Majestät! Ich hatte es ihm vorgeschlagen, aber Sie sehen ja, wie er mich zugerichtet hat,“ versetzte Guindey, der mit seinem Mundwerk noch besser als mit seinem

Säbel umzugehen wußte. „Ich kann Ihnen versichern, daß er durchaus keine Lust hatte, sich zu ergeben!“

Und der Junge jammerte über sein Mißgeschick, das ihm die Leutnantstrefsen vor der Nase vorbeigehen ließ, wie mir das Ehrenkreuz.

Denn, seht ihr — so schloß der alte Husar seine Erzählung — dieser Säugling war noch nicht damit zufrieden, mit 17 Jahren, dank einem glücklichen Zufall, das Ehrenkreuz von der Hand des Geschorenen zu erhalten; und dann seufzte auch er und endete mit den Worten:

„Was doch der Ehrgeiz nicht alles macht!“

Das ist die getreue Wiedergabe der Geschichte des alten Fritz Metzger, geboren zu Sufflenheim im Unter-Elsaß, wo damals die Säbelstoß-Verteiler wie Pilze wuchsen, und wie ich sie in den Kriegsnotizen des Hauptmanns Meßner abgeschrieben habe.

Und jedesmal, wenn mir mein Großonkel diese Geschichte vorlas, verfehlte er es nicht, sie mit der berühmten Strophe zu beendigen, die die Husaren der großen Armee von Cadix bis Moskau sangen; der Verfasser, ein Gelegenheitsdichter, hatte sie am 10. Oktober 1806 bei Saalfeld komponiert. C. H. Dufestre.

Die hl. Jungfrau mit dem Schreibzeug.

(Am Vorabend der Preisbewerbung.)

Die Touristen und darunter die stets zahlreichen Engländer, die im Herbst, von der Schweiz kommend, den Rhein entlang wandern und die lachenden Gefilde Belgiens besuchen, bewundern alle, wenn sie in Gent ankommen, drei bemerkenswerte Bauten: das, wie ein Kleinod geschnitzte Rathaus, den hohen finstern Turm, den ein Drache skandinavischer Abstammung krönt, das an Kunstgegenständen und Andenken reiche Münster des hl. Bavon; dann aber staunen sie auch vor einem vierten: das ist die große Metzger, ein Gebäude aus dem Mittelalter, das einst von einer mächtigen Zunft erbaut wurde und dessen sonderbares und malerisches Innere manchen Künstler verleiten würde, zum Pinsel zu greifen.

Manchmal schauen die Neugierigen verwundert nach einer sonderbaren majestätischen alten Statue der hl. Jungfrau, die über dem Haupteingange steht. Und sie fragen sich, warum die Mutter Gottes in ihrer rechten Hand ein Tintenfaß hält und warum das göttliche Kind mit einer Feder spielt.



Sepp der sprach zu Franz,
Fangen wir den Raben ganz.



Doch Franz der lag am Boden
Und Sepp verschwand hoch oben.

Erlaubet, daß wir diese alte Legende hier wiedergeben:

Vor langer Zeit herrschte in Flandern Philipp der Gute, Herzog von Burgund. Gent sah bereits damals schon ungefähr wie heutzutage aus: Es war eine Stadt mit stattlichen Gebäuden, breiten Straßen, zahlreichen Brücken und einer fleißigen, ernstesten und intelligenten Bürgerschaft.

Eben ertönten alle Glocken zum Angelus: dies war in allen wohlgeordneten Häusern das Signal zum Abendbrot. Es gab aber kein Haus, das mehr an Ordnung hielt, als das des Schöffen Mertens. Der Herr des Hauses saß bereits in seinem großen Sessel, ihm gegenüber seine Frau. Ungeduldig klopfte er mit dem Messer auf die Tischplatte, während sie die Hände faltete zum Tischgebet. Zwei noch leere Plätze ließen darauf schließen, daß noch zwei Gäste erwartet wurden.

— „Hubert läßt lange auf sich warten!“ bemerkte endlich der Hausvater.

— „Er wird gleich kommen, lieber Mann, nur eine Weile Geduld“, erwiderte Frau Mertens mit ihrer sanften Stimme, „Elisabeth ist hinaufgegangen, ihn zu holen.“

Sobald Elisabeth gemerkt hatte, daß ihr Bruder zur gewohnten Stunde nicht erschien, war sie, als gute zärtliche Schwester, sofort fortgeeilt, um ihn zu rufen.

— „Hubert! Komm, Bruder, man erwartet uns!“... Keine Antwort!

Das junge Mädchen errötete vor Angst und in der lautlosen Stille hätte man ihr Herz pochen hören. Zitternd lehnte sie an den Türpfosten und immer wieder rief sie mit ängstlicher Stimme:

— „Hubert! Hubert! so antworte doch!“

Dieselbe Stille! In unaussprechlicher Unruhe öffnete sie die Tür und blieb auf der Schwelle stehen: ihr Bruder saß vor einem Tisch, den Kopf in seine Hände vergraben! In stummes Brüten versunken, schien er nichts gehört zu haben. Um ihn her lagen, auf Tisch und Fuß-

boden zerstreut, abgerissene, beschriebene Pergamente und Papierstreifen, alles in kleine Stücke zerrissen.

— „Bruder!“ rief nochmals Elisabeth, indem sie seine Schulter berührte.

Jählings wandte sich der junge Mann um, wie jemand der plötzlich erwacht und zeigte seiner Schwester ein entstelltes Gesicht. Rasch ergriff sie seine Hände, küßte ihn und sagt:

— „Was ist dir, Hubert? du weinst hier ganz allein! Ums Himmels Willen, so sage mir doch, was dich betrübt.“

— „Nichts!“ antwortete er, indem er zu lächeln versuchte, „es ist eine Kinderei. Du würdest dich über mich lustig machen, wenn du wüßtest, worum es sich handelt!“

— „Niemals!“ rief sie. „Wie könnte ich lachen, wenn du weinst. Aber komm' nun, wir werden uns nachher aussprechen: jetzt müssen wir hinuntergehen, unsere Eltern warten!“

Und nachdem sie ihrem Bruder rasch die rotgeweinten Augen mit ihrem feinen Taschentuch abgewischt hatte, eilte sie mit ihm hinunter.

— „Verzeih' Vater,“ sagte, Hubert, ins Wohnzimmer tretend.

Der Schöffe machte eine nachsichtige Gebärde, die Mutter lächelte ihren Kindern zu und sprach erleichterten Herzens das Tischgebet; dann wurde gegessen. Aber während der Mahlzeit bemerkte Frau Mertens das sorgenvolle Aussehen ihres Sohnes, daß er feuchte Lider hatte und kaum aß. Dies stimmte sie traurig, aber da sie stillschweigend und friedlich veranlagt war, sagte sie kein Wort und wartete.

Nach dem Essen setzte sich Herr Mertens, seiner Gewohnheit gemäß, in die von Weinlaub umrankte Fensterbank und nahm einen mächtigen beschriebenen Folianten zur Hand, betitelt: Ansjlagzettel Flanderns, den er regelmäßig jeden Abend durchblätterte. Seine Frau setzte sich in die andere Ecke, die mit ihren dicken Mauern eine kleine Kammer bildete, in der sie von all' den zu ihren täglichen Beschäftigungen nötigen Gegen-

ständen umgeben war; ihr mit Flachs und blauen Bändern unwundener Spinnrocken stand in einer Ecke, feine Näharbeit, eine schöne Goldstickerei — ein Wunderwerk aus den Fingern Elisabeths — lagen in einem Körbchen; ein oder zwei gedruckte Gebetbücher — was zu jener Zeit eine hohe Seltenheit war — sowie ein handgeschriebenes Neues Testament, lagen auf dem Fenster Sims bei einem großen bernsteinenen Rosenkranz: zu diesem griff nun Frau Mertens und betete andächtig mit leiser Stimme. Sie war beunruhigt, denn unterdessen nahm sich die Schwester des Bruders an: Elisabeth hatte Hubert in den Garten geführt, bis zu dem Wachholderstrauch mit seinen schwarzen Beeren. Dort setzte sie sich auf die niedere Steinbank und den Bruder zu sich heranziehend, suchte ihr forschender Blick in seinen Augen zu lesen:

— „Nun sprich!...“

Hubert hätte gerne widerstanden, sich hinter Kälte und Schweigen verschanzte, denn das Geständnis, das sie von ihm verlangte war peinlich: doch er mußte sich fügen vor der Härlichkeit, vor der Sorge um ihn, die sich in der Schwester Züge widerspiegelten.

— „Du willst es? Gut!“ sagte er, „aber es wird dich unnötigerweise schmerzen.“

— „Schmerz mit dir ist mir lieber, als Freude ganz allein, mein teurer Hubert!“

— „Morgen ist Mariä Himmelfahrt!“

— „Ja!“ antwortete sie erstaunt, „eine schöne Kirchenfeier“...

— „Und nachmittags, wie alle Jahre, ist das Fest der Musenfreunde.“

— „Zwei wunderschöne Feierlichkeiten an einem Tage,“ fuhr sie mit zunehmender Bewunderung fort; „vormittags die heiligen Hymnen, nachmittags die göttliche Poesie...“

— „Du weißt doch, Schwesterchen, daß unsere literarische Gesellschaft eine Preisbewerbung ausgeschrieben hat: das schönste Gedicht zu Ehren der hl. Mutter Gottes soll den Preis davontragen: ich wollte auch mitbewerben...“

— „Was? du auch Bruder? ich glaubte, daß du dich nunmehr ausschließlich mit dem Studium der Rechte befassen wolltest?“

— „Ach, Elisabeth, weißt du denn nicht, welchen Wert gewisse Leute auf solche Ehren legen?“

Da begriff sie: ihr Bruder liebte ein junges, schönes Mädchen: sollte dieses ihn dazu gedrängt haben, den Lorbeerfranz des poetischen Turniers zu erwerben?

— „Alix hat es wohl verlangt?“ forschte sie.

— „Ach nein, nicht Alix! sie ist ja so bescheiden und sanft! Aber ihr Vormund, der alte Domherr von Ste. Pharaïde, der früher die Musen pflegte: er liebt noch immer die Verse und wünscht einen Neffen, der sich in diesem Wettstreite ausgezeichnet hat. Siege ich, so werde ich huldvoll angenommen, wenn nicht...“

— „Und du hast versucht?“

— „Und es ist mir nicht gelungen!“ sagte Hubert kummervoll. „Umsonst habe ich mir griechische und lateinische Verse, die ich in meiner Studienzeit gelernt, ins Gedächtnis zurückgerufen; ich habe volkstümliche Dichter gelesen, ja sogar die lustigen, oder Klageslieder hergesagt, die das Volk in den Straßen summt. Alle Strophen, die ich niederschreiben wollte, waren schwerfällig, seelen-, schwung- und leblos. Alix Better, der so leicht Verse reimt, wird mit diesem Preise, an dem mir durchaus nichts gelegen ist, die Zusage seines Onkels erhalten und die Hand derjenigen, die ich nun schon lange liebe!“

— „Einem so unbedeutenden Verdienst eine so hohe Belohnung gewähren!“

— „Was willst du? es ist ein Hirngespinnst eines Greises, der inmitten seiner Bücher lebt und der sich gerne erinnert, daß er früher, als er an der Pariser Universität studierte, einen anderen Domherrn gesehen hat, Jean Froissard und die weise Christine de Pisan, den Gelehrten Gerson und Alain Chartier, den tadellosen Dichter, der heute in regem Briefverkehr mit Monstrelet steht, der,

wie man sagt, eine Chronik unserer Zeit schreibt. Er ist es, der gewillt ist, sein Mündel nur einem Schriftgelehrten zu geben, dessen poetisches Talent sich erprobt hat. Ein Graf würde für seine Tochter ritterliche Heldentaten oder im Kriege erbeutete Waffen begehren: er aber verlangt nur eine auf dem Parnas gepflückte Blume, und die werde ich nicht imstande sein zu brechen!"

Der Verliebte schwieg und wehmütige Trauer vergrämte seine Züge. Stillschweigend und nachdenklich hatte ihm seine Schwester zugehört: nun stand sie auf und meinte herzlich:

— „Mut, Hubert, noch ist nicht alles verloren!“

Dann ging sie ins Haus zurück und näherte sich ihrer Mutter:

— „Füge noch ein Gebet hinzu,“ meinte sie, „damit Hubert morgen nicht mehr traurig sei!“

Die Aufopferung einer Schwester.

Hubert war ein talentvoller Schüler der Universität Löwen; kein Autor war ihm unbekannt. Jedoch kein einziger flämischer Vers war seinem gelehrten Hirn entsprungen, während seine liebreizende Schwester, die weder griechisch noch lateinisch konnte, deren ganze Gelehrsamkeit sich darauf beschränkte, die französische und flämische Sprache geläufig zu lesen und zu schreiben, einen inneren Drang verspürte, dem sie jedoch keinerlei Bedeutung beilegte.

Die geringste Gemütsbewegung, ein Kirchengesang, ein Sonnenstrahl, das leise Plätschern eines Baches, eine neuerblühte Blume, alles besang sie mühelos, in bilderreicher, rhythmischer Sprache, die ihr stets vom Herzen kam. Einfach und bescheiden, suchte Elisabeth keineswegs ihre Improvisationen zu verwerten, selten brachte sie dieselben zu Papier und noch niemals hatte sie dieselben jemanden mitgeteilt.

Und während sie Huberts Bekenntnis zuhörte, fühlte sie sich tief gerührt und

ihr ward, als ob eine unsichtbare Hand die Laute stimmte, deren Klang sie zu vernehmen glaubte. Da es inzwischen Zeit zum Schlafen ward, zog sie sich in ihr Zimmer zurück, wo sie sich vor sich hinträumend nieder setzte.

Ein weißer Mondstrahl stahl sich durchs Fenster und zeichnete im matten Scheine die Linien der bunten Glasfenster; die Lampe auf dem Tische warf ihr helles Licht auf die dunkeln Lederwände, das weiße schmale Bett unter dem silbernen, mit Palmen gezierten Kreuzifix. Da erhob Elisabeth die Augen und ihr Blick begegnete einem Bilde, das ihr trautes Kämmerchen zierte.

Es war ein Gemälde auf Holz, das aus dem Atelier der Gebrüder Van Dyck stammte und das Kind Jesu darstellte, wie es mit dem kleinen hl. Johannes inmitten einer mystischen Landschaft mit einem Lämmchen spielt. Die beiden Gesichtchen — das des göttlichen Kindes und seines Vorgängers — waren von unsäglichlicher Frische und Zartheit im Ausdruck; die Landschaft — schattig und lachend zugleich — bot alle Naturschönheiten: Licht, schattiges Grün und Wasser; ja selbst das Lamm hatte ein frommes Aussehen, was dem Bilde keineswegs schadete. Lange betrachtete Elisabeth das primitive Kunstwerk; ein Lächeln schwebte auf ihren Lippen und ein glücklicher Gedanke ließ ihre Augen aufleuchten . . . plötzlich griff sie zur Feder und in einem Atemzug schrieb sie ein Duzend Strophen:

„Heilige Jungfrau Maria, meine Schutzpatronin und meine Mutter, dir biete ich meine Verse dar: dein sind sie und meinem Bruder. Siegt morgen mein lieber Bruder Hubert, so will ich dir, zum Andenken an deine Güte, eine Statue errichten lassen!“

Lange noch betete sie. Dann — ohne ihre Arbeit nochmals zu überlesen — ging sie zu Bett, und bald war sie in tiefen Schlaf verfallen.

Der anbrechende Tag weckte sie: ihr erster Gedanke ging zum Himmel, dann kleidete sie sich an und eilte zu dem Ver-

zweifelten des Vorabends. Dieser hatte wenig geschlafen und der Unglückliche zitterte beim Anblick des prächtigen Tages, der vielleicht Zeuge sein würde, wie Alix einem andern angehören sollte.

— „Hier, Bruder“, sagte Elisabeth mit sanftem Lächeln zu ihm tretend, „lese diese Strophen und sage mir, was du davon hältst?“

Er überflog sie, las noch einmal, dann antwortet er voller Ueberzeugung:

— „Diese Verse sind ausgezeichnet, jelevoll und ungekünstelt, gerade wie sie die Gesellschaft der Musenfreunde wünscht: ein frommes dem Volke zugängliches Hirtenlied. Aber, ums Himmels Willen, wer ist dessen Verfasser?“

Wieder lächelte sie und verbarg ihr Antlitz an des Bruders Schultern.

— „Du bist es“, rief er begeistert. „Das kannst nur du sein Elisabeth! Du bist eine Dichterin; aus dir selbst hast du erreicht, was mir so schnöde entging!...“

— „Mit Gottes Hilfe habe ich es versucht... er hat mein Unternehmen gesegnet; aber einzig und allein für dich, Hubert, habe ich gearbeitet...“

— „Was meinst du damit?“

— „Nimm diese Verse, sie sind dein!... Bringe sie zum Wettstreit. Du wirst Sieger sein, mein Herz sagt es mir und ich werde mich über dein Glück freuen.“

— „Und ich soll dir deinen Ruhm vorenthalten? Ist das dein Ernst, Elisabeth?“

Sie lachte; dann sagte sie heiter:

— „Meinen Ruhm! meinst du das wirklich ernstlich? Besteht der Ruhm einer Frau tatsächlich darin, Verse schmieden zu können? Sage vielmehr, daß du, wenn du das Geheimnis deiner Schwester bekannt gibst, du ihr nur Tadel und Spott zuzögst. Mein Ruhm! das sind mein Spinnrad und meine Nadel. Wenn aber unsere so fromme und einfache Mutter ahnte, daß ich Verse reime und daß die Nachbarn um meine tolle Einfalt wissen, würde sie bittere Tränen vergießen. So nimm denn diese Verse! es

bleibt ein Geheimnis zwischen dir und mir. Nimmst du sie aber nicht, so bedenke, daß du mich betrübst und daß du mich erzürnst, wenn du meinen Namen bekannt gibst.“

Lange kämpfte Hubert! Doch mußte er sich dem zähen Willen seiner Schwester ergeben, deren Geist und Phantasie nur dem Wohle ihrer Lieben dienen sollte. Schließlich gab er nach: Ueberglücklich umarmte sie ihn, lief zu den Eltern, um deren Segen zu erbitten und um sich nun auf das große Fest vorzubereiten.

Als die kirchliche Feier vorüber war und die große Prozession der Abtei vom Blandinenberg mit dem von reifen Lehren und Weintrauben geschmückten Bildnis der hl. Jungfrau in die Klostermauern zurückgekehrt war, begaben sich die Bürger nach dem Haus der Schöffen, wo der Wettstreit der Musenfreunde stattfinden sollte.

Die Mitglieder der Gesellschaft saßen, in prächtigen Kleidern, auf ihren erhöhten Sitzen. Die Schöffen und Zunftältesten hatten die Ehrenplätze, und die großen Galerien waren für die Damen bestimmt. Alix hatte sich bereits dort niedergelassen, als Elisabeth eintrat; sie errötete tief, als sie dem zärtlichen Blick der Freundin begegnete.

Zuerst ward ein auf das Fest bezügliches „geistliches Schauspiel“ gespielt und gesungen, und als der Beifallsturm sich gelegt hatte, verlas der Rektor verschiedene Dichtungen frommen Inhalts: aber keines dieser Werke schien den Beifall weder des Publikums noch der Musenfreunde zu ernten. Endlich entfaltete er ein Pergament, bei dessen Anblick das Herz Elisabeths höher schlug und Hubert, der sich im dunkelsten Winkel des Saales versteckt hielt, erblaßte.

Der Gelehrte begann die Strophen dieses Gedichtes, das sehr populär unter dem Namen „der kleine Jesu und der kleine Johannes“ geliebt ist und das heute noch die Arbeiter, Bauern und die Schulkinder der Spitzschulen auf eine altmodische, aber melodische Weise singen:

„Vernehmet die hübschen Dinge, die ich neulich, an einem Sommertage gesehen: ich sah den kleinen Jesu und den kleinen Johannes, einen Papst in der Hand, wie sie mit einem Lämmchen auf einem grünen Kleeфельde spielten.

Ihre weißen Füßchen waren nackt, ihre kleinen Ohren waren wie Korall so rosig. Die beiden Kinder saßen an einem silberhellen Bächlein, in dem sich die schöne Sonne wieder spiegelte. . .“

Andächtig ward der schlichten und naiven Legende bis zum Schlusse zugehört: die charakteristischen Feinheiten, deren die flämische Sprache so reich ist, erhöhten noch ihren Wert. Reicher Beifall lohnte das schöne Werk, dann ergriff der Rektor das Wort:

— „Edle Magistraten und liebe Mitbürger! Wir haben einen Volksgefang begehrt, den unsere Kinder mit Leichtigkeit singen können: dieser hier scheint mir diese Bedingung zu erfüllen. Er ist nur mit dem Namen Mertens unterschrieben. Wir laden hiermit den Verfasser ein, sich zu melden, um den silbernen Becher in Empfang zu nehmen, den er verdient hat.

Hubert machte eine Bewegung, aber seine Schwester erriet ihn und legte einen Finger auf ihre Lippen, während ihr gebieterischer Blick befahl, das Geheimnis nicht zu verraten: so verhielt er sich denn unbeweglich!

— „Hubert Mertens“ sagte Alix Oheim, der gute Kanonikus, „ihr hattet die Absicht, an dem Wettstreit teilzunehmen, so tretet denn näher, die Belohnung, die ihr verdient habt, in Empfang zu nehmen!“

Trotz seines Widerstandes, schoben die Zuschauer, die den jungen Mertens erkannten, zur Tribune: ihm ward, als führe man ihn zur Folter.

Erst als ihm der Kanonikus ein freundliches Wort zuflüsterte, überslog endlich ein Lächeln seine Lippen, tauchte doch ein Hoffnungsschimmer in seinem Herzen auf. Es schien ihm, als könne der ehrbare Geistliche auf solch' herablassende und freundliche Weise nur mit seinem

zukünftigen Nessen sprechen! Währenddessen schien Alix gleichfalls hoch erfreut. Der Schöffe und seine Frau, ihrerseits waren glückstrahlend. Aber ein anderes Antlitz verriet ein noch intensiveres Glück: es war dasjenige der guten Elisabeth!

Einige Monate später führte Hubert Alix zum Altar: er bewies, daß es unnötig ist, Verse zu reimen, um die süße Poesie des Familienglücks zu genießen und um die Seinigen zu beglücken.

Elisabeth dagegen fuhr fort zu dichten; mit ihren hübschen Liedern sang sie ihre Nessen in den Schlaf; später würde sie an der Wiege ihrer eigenen Kinder singen.

Und als sie verheiratet war, ließ sie oberhalb des Haupteinganges der großen Metz die hübsche Statue errichten, die man jetzt noch daselbst bewundern kann; in die rechte Hand Marias, ließ sie ihr Schreibzeug anbringen, dem Jesukinde vertraute sie ihre Feder an.

Es war die Verwirklichung ihres Gelübdes.

Gaston de Cintré.

Die kleine Pharaonin.

(Mit einer Abbildung.)

I.

Auf der tiefblauen, wie mit Gold überfüllten See glitt der Dampfer vorwärts.

Das Land war am Horizont entschwinden; unter dem Zelte unterhielten sich die Passagiere schon in ungezwungener Weise, je nach Sympathie gruppiert: am Morgen einander noch gänzlich fremd, hatten sie Marseille verlassen — in fünf Tagen würden sie sich in Alexandria als Freunde trennen.

Den größten Kreis — auch den lautesten — bildete jene kosmopolitische, beinahe ausschließlich aus Herren bestehende Gesellschaft, die lachend und plaudernd Miß Helene Thornycroft und Lady Dundonell umgab. Von Lady Dundonell war wenig zu berichten: sie war eine schon

ältere Dame, deren ausgesprochene Säßlichkeit ebenso unzweifelhaft war wie ihre « respectability ». Zerrüttete Vermögensverhältnisse hatten der der höchsten englischen Aristokratie angehörenden Dame die verantwortungsreiche — wenn auch königlich bezahlte — Stelle als Gesellschaftsdame einer der reichsten und, fügen wir es gleich hinzu, einer der reizendsten Milliardärinnen der „fünften Avenue“ aufgezwungen.

Die Bezeichnung reizend ist durchaus nicht übertrieben. Miß Helen, deren wunderbare Schönheit sich mit Uebermut und Eigensinn paarte, verkörperte die Anmut der Amerikanerinnen. Ihr Vater — Sir Mathias Thornycroft — war Witwer und durch seine Geschäfte vollauf in Anspruch genommen: er kaufte Eisenbahnlinien, rüstete Schiffe aus, häufte Millionen zu Millionen, so daß ihm keine Zeit für seine Tochter übrig blieb und er sie mit einer königlichen Apanage unter dem Schutz der ehrbaren Lady Dundonell die Welt durchqueren ließ. Ein lakonisches „Alles Wohl!“ bei jeder neuen Landung genügte dem gegenseitigen Mitteilungsbedürfnis von Vater und Tochter. — « Time is money! »

Diese sonderbare Lage machte die junge Miß zum Mittelpunkt vieler Begierden: überall, wo sie vorbeikam, umgab sie unverzüglich eine Schar von Verehrern, die weniger durch ihre schönen, verführerischen Augen, als durch die märchenhaften Zahlen ihrer zukünftigen Mitgift entzückt waren. Sie war sich dessen übrigens bewußt und lachte über solche Verehrer, die sie im Innern verachtete: sie wollte um ihrer selbst willen geheiratet sein, dazu war sie auch hübsch genug.

Wie gesagt, war die Unterhaltung unter dem Zelte äußerst lebhaft; dennoch bemerkte Miß Helen einen eleganten Passagier von angenehmem Aeußeren, der, an Bord gelehnt, in die Betrachtung der Flut vertieft schien. Und es kränkte sie, daß dieser Fremde es verachtete, sich denjenigen anzuschließen, die sie ihre „Meute“ nannte; und mit ihrem Fächer

lässig nach ihm hindeutend, frug sie mit ihrem komischen überseeischen Akzent:

— „Wer ist denn dieser junge Mann?“

— „Was? Ihr kennt ihn nicht?“ ... meinte ein Pariser. „Ich allerdings auch nicht, jedoch kann ich Ihnen, reizende Miß, etwas ganz Eigenartiges über diesen Sterblichen verraten, der, ohne es zu ahnen, das Glück hat, Ihre wohlwollende Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.“

— „Etwas ganz Eigenartiges ... und das wäre?“

— „Ja! In der That, Miß, in seinem persönlichen Gepäc verwahrt dieser Gentleman, raten Sie was? ... Einen ägyptischen Sarkophag, Sie wissen doch, so eine große Violinschachtel, wie man deren im Louvre sieht, mit einer Unmenge unverständlicher Aufschriften auf dem Deckel...“

— „Nicht möglich!“

— „Wie ich es Ihnen sage! Und in dem Sarkophag selbstredend eine Mumie! Heute morgen bin ich aus Versehen in die Kabine dieses Herrn, der mein Nachbar ist, eingetreten und habe ihn dabei überrascht, wie er anbetend vor seiner großen geöffneten Schachtel stand, deren schauerlichen Inhalt ich nur ganz flüchtig erschaun konnte, denn mein Nachbar drehte sich in diesem Augenblick um und blickte mich so zornig an, daß ich, mit einer Bitte um Entschuldigung, schleunigst den Rückzug antrat.“

— „Und die Schlussfolgerung?“ ... frug man allerseits.

— „Einfach die, daß unser geheimnisvoller Unbekannter in eine Mumie verliebt ist!“

Miß Helen zog die Augenbrauen zusammen und sah träumerisch vor sich hin.

II.

Die Nacht war hereingebrochen; schon längst hatten die Passagiere ihre Kabinen aufgesucht, als Miß Helen, ein leichtes Tuch auf ihren Schultern, aufs Deck stieg.

An dem sternensunkelnden Himmel

ging eben der Mond majestätisch auf und warf eine glitzernde Decke über die leicht schaukelnde Flut. Auf der Kommando- brücke stand der wachhabende Offizier; das Zwischendeck schien leer: aber die scharfen Augen der Amerikanerin erspähten den Unbekannten des Nachmittags in einer dunklen Ecke: entschlossen ging sie auf ihn zu und lehnte sich neben ihn an den Bord. Da er ihre Gegenwart nicht zu bemerken schien, wandte sie sich plötzlich, nach kurzem Zögern, mit der für jedes andere Mädchen als eine ungezogene Milliardärin sonderbaren Frage an ihn:

— „Ist es wahr, mein Herr, daß Sie in eine Mumie verliebt sind?“

Der Fremde schien aus tiefem Traum zu erwachen und ergrimmt warf er einen geringschätzenden Blick auf die Unge- rufene:

— „Wer hat Ihnen wohl dieses Mär- chen erzählen können, gnädige Frau?“

— „Fräulein!“ berichtigte sie mit zit- ternder Stimme, plötzlich eingeschüchtert durch die Festigkeit seiner Worte, denn Miß Helen Thornycroft war nicht an solchen Empfang gewöhnt. „Verzeihen Sie mir eine Frage, die, wie ich wohl einsehe, Sie beleidigt hat!“

— „Jatwohl, mein Fräulein, ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß mich Ihre Frage beleidigt hat, zumal dieselbe durch nichts gerechtfertigt war!“

— „Wenn nicht,“ antwortete sie schall- haft, „durch das ... durch den ... Gegen- stand, den Sie in Ihrer Kabine mit sich führen.“

— „Sie wollen wohl von dieser armen Prinzessin sprechen, die ich in ihre Hei- mat zurückbringe?“

— „Habe ich wohl verstanden? Sie bringen eine Mumie in ihre Heimat zurück?“

— „Ganz einfach!“

— „Aber warum das? Ach!“ bat sie schmeichelnd, wie ein verwöhntes Kind, „ach, erzählen Sie, bitte...!“

André Lambel — so hieß der junge Mann — lächelte eingenommen:

— „Sie wollen also die Geschichte meiner kleinen ägyptischen Prinzessin hören?“

— „Oh ja! Wie nett wäre das von Ihnen,“ erwiderte sie mit neugierig glänzenden Augen.

— „Diese Geschichte ist sehr einfach und ich werde sie Ihnen in wenigen Worten erzählen: in einer Versteigerung erstand ich eines Tages eine Mumie nebst deren Sarkophag. Von meinem Vater, einem eifrigen Ägyptologen, hatte ich die Liebe zu jener wunderbaren Zivilisation geerbt, die vor mehreren Jahr- tausenden an den Ufern des Nils blühte: ich selbst entzifferte leicht die schwierig- sten Inschriften, ebensoleicht wie ein Mariette oder ein Maspero. Sie werden daher wohl meine Begeisterung begrei- fen, als ich in den Besitz dieses kostbaren Dokumentes gelangte, das wunderbar er- halten war: ich hatte selbstredend nichts Eiligeres zu tun, als die Einzelheiten meiner Erwerbung näher zu unter- suchen.“

„Als ich die feinen Leinwandstreifen, die die Mumie unwickelten, aufgerollt hatte, blieb ich vor Erstaunen gefesselt: die Einbalsamierer hatten ihre Arbeit meisterhaft ausgeführt und diesen Kör- per vor der schrecklichen Entstellung be- wahrt, von der die ehrwürdigen Reli- quien selbst der Pharaonen nicht ver- schont blieben; namentlich aber die wun- derbaren Gesichtszüge hatten, trotz der Jahrhunderte, ihren ganzen Reiz beibe- halten und trugen einen rührenden, son- derbar bittenden Ausdruck, der mir auf- fiel.“

„Der Körper, den ich vor mir hatte, war die irdische Hülle *La Sous*, einer jungen königlichen Prinzessin, deren Name mir durch ein seltsames — einzig in seiner Art dastehendes Manuskript — geoffenbart wurde, das die Ägypter, dem Ritus zufolge, mit dem Viatikum für die letzte Reise, den Toten unter die Arme legten.“

„Ich las das Manuskript und da be-



Und seine entzückten Augen erkennen reizende, ihm bekannte Gesichtszüge.

griff ich den seltsamen Ausdruck, der mich so gewundert hatte.

„Ta Sou, schon an dem Uebel leidend, das sie frühzeitig ins Grab raffen sollte, hatte einen zu jener Zeit um seine Wahrsagekunst berühmten Chaldäer befragt: der Weise hatte ihr prophezeit, daß sie sehr jung, ohne die Liebe gekannt zu haben, sterben würde, daß einige Jahrhunderte später ein Barbar aus dem Abendlande kommen, ihr Grab schänden und ihre Reste jenseits des Meeres mitnehmen würde. Da hatte Ta Sou ihre Verzweiflung ob dieser Prophezeiung auf eine Papyrusrolle niedergeschrieben, worin sie das Mitleid des Barbaren ersuchte und ihn mit leidenschaftlichem Pathos beschwor, ihren Körper wieder an jene Stätte zurückzubringen, wo ihre Augen das Licht der Welt erblickt und wo sie sich auch für immer geschlossen hatten.

„Und, wahrscheinlich um den Barbar noch mehr zu verlocken, fügte sie mit naiver List noch hinzu, daß der Magier einen Zauberspruch für sie verfaßt habe, kraft dessen Ta Sou wieder jung und schön aufleben könne und denjenigen, der sie ins Land ihrer Väter zurückbringen und auf ihrem wieder geschlossenen Grabe die beschwörenden Worte aussprechen würde, zu lieben bereit sei!“

— „Und der Zauberspruch?“

— „Sein Text besteht aus unbekanntem, gänzlich unverständlichen Worten ohne jeden Zusammenhang.“

— „Glauben Sie vielleicht an deren Wirksamkeit?“

Der junge Mann lächelte.

— „Wer weiß? Spricht man nicht von wirklichen Wundern dieser Magier des Altertums, die ganz merkwürdige Geheimnisse kannten?“

— „Nun ist es ja klar,“ rief Miß Helen, „daß Sie in diese Mumie verliebt sind...!“

Da André Lambel, ohne zu antworten, die Schultern zuckte, fuhr sie mit sonderbarer Beharrlichkeit fort:

— „Aber wie werden Sie die genaue Lage der Grabstätte erkennen?“

— „Sie liegt nicht weit vom Tale von Biban-el-Molout, der Totenstadt der Pharaonen; dies war nicht schwer festzustellen, dank dem genauen Plan, der der Handschrift beilag.“

— „Ich wäre wirklich sehr neugierig, diesen Plan zu sehen: möchten Sie ihn mir nicht morgen zeigen?“

— „Oh, heute abend noch, Miß, wenn Ihnen dies Freude macht,“ willigte Lambel mit größter Zuvorkommenheit ein, die der schalkhaften Amerikanerin nicht entging. „Nichts Einfacheres, ich hole ihn sofort aus meiner Kabine!“

Sie stiegen in den Salon hinunter, wo der junge Ägyptologe vorsichtig das kostbare Pergament entfaltete und das er bereitwilligst seiner reizenden Zuhörerin erläuterte, die, an den Tisch gelehnt, den Kopf auf ihre Hände gestützt, die Augenbrauen zusammengezogen, die Aufzeichnungen mit der höchsten Spannung verfolgte. Als er beendet hatte, blieb sie einen Augenblick in Gedanken versunken, dann reichte sie ihm die Hand:

— „Danke Ihnen, mein Herr! Die Geschichte Ihrer kleinen Prinzessin ist wirklich ergreifend; Sie können sich rühmen, mich aufs höchste interessiert zu haben — yes, indeed a prodigious excitement!...“

Sie grüßte anmutig und verließ den Salon, den Franzosen im Zauber ihres Lächelns und ihrer köstlich exotischen Manieren bannend.

III.

Am nächsten Tage merkten Selen's Verehrer nicht ohne Erstaunen und Aerger, eine ihnen unerklärliche Wandlung ihrer gemeinsamen Gottheit für den Mumien-Liebhaber. Miß Helen verbrachte lange Stunden in Gesellschaft des jungen Franzosen, dessen Unterhaltung, ebenso spannend wie abwechslungsreich, vollständig von den abgedroschenen Redensarten und den ewigen Wizen ihrer kosmopoliten Umgebung abstach, dessen ehrerbietige Höflichkeit namentlich sie mit den mehr oder weniger durchsichtigen

Schmeicheleien verschonte, die sie überall wie eine Plage verfolgten. Dieser hatte sich jedenfalls nicht nach dem Betrag ihrer Mitgift erkundigt, denn alles, sowohl seine Denkart als sein Benehmen ihr gegenüber, lenkte den Verdacht einer Suche nach einer reichen Erbin von ihm ab: sie konnte keinen kränkenden Sintergedanken in den klaren, etwas naiven Augen dieses jungen Gelehrten entdecken. Jedoch als das Ziel der Ueberfahrt nahte, schien es Miß Helen, als ob seine tiefe, sympathische Stimme zeitweise — wenn sie allein waren — einen wärmeren Ton einschlug: und da sie, am Vorabend ihrer Trennung, eine Anspielung wagte auf die von der kleinen ägyptischen Prinzessin in ihrem Testament geäußerte Hoffnung auf Auferstehung und Liebe, da antwortete er kopfschüttelnd:

— „Oh, kein magischer Zauberspruch wird die Macht besitzen, die Strenge der Naturgesetze zu seinen Gunsten zu biegen.“

Miß Helen bemerkte jedoch, daß sich seine Stirn mit einer unwillkürlichen Röte überflogen hatte.

— „Man könnte glauben, daß Sie nicht ohne Bedauern auf Ihre Illusion verzichten?“

— „Sie irren sich, Miß Helen!“ erwiderte er lebhaft, indem er einen tiefen Blick auf sie heftete, bei dem sie ein unbekanntes Glücksgefühl überkam. „Ein solches Bedauern würde das Vorhandensein eines Gefühles voraussetzen, das einer Entweihung gleichkäme; indem Sie mir solches zumuten, haben Sie keine Ahnung, wie ungerecht Sie gegen mich sind!... Ich habe versprochen, dieses Kind in die Heimat seiner Väter zurückzubringen und werde auch mein Versprechen halten. Sobald ich aber über ihrer Hülle die Worte ausgesprochen habe, die ihr, ihrem kindlichen Glauben nach, die ewige Ruhe sichern sollen, so werde ich meine Verpflichtung ihr gegenüber sowie meine Mission als erledigt halten!“

Und bei dieser energischen Erklärung

zuckte ein Aufleuchten über das Antlitz des Mädchens.

— „Dann haben Sie also vor, Louxor zu erreichen? Auf welchem Wege?“

— „Per Schiff: ich gedenke den Fluß auf einem Nilbote hinaufzufahren, wozu ich, wenn ich vom Nordwind begünstigt bin, zirka 10 Tage brauchen werde.“

— „Würde Sie die Bahn nicht rascher hinbringen?“

— „Wenn ich den Wasserweg, den Nil, wähle, so folge ich dabei einem Gefühle, das Sie begreifen werden. Aber Sie selbst, Miß, werden Sie nicht diese Gelegenheit benutzen, um an Ort und Stelle die Wunder des Landes zu besichtigen?“

— „Oh, ich weiß noch gar nicht, wozu ich mich entschließen werde...!“

Die Unterhaltung stockte: Miß Helen schien in die Betrachtung des Mitteländischen Meeres vertieft, auf welches der Mond große, silberhelle Streifen warf.

Am andern Tage legte der Dampfer an und André Lambert verabschiedete sich mit sichtbarer Erregung von seiner Reisegefährtin: Und leise berührten seine Lippen die Hand, die sie ihm darbot:

— „Leben Sie wohl, Miß!“

Aber sie berichtigte freundlich:

— „Till we meet agains...“ was in der Sprache Shakespeares nicht „Lebewohl“, sondern „Auf Wiedersehen“ bedeutet.

IV.

Mit einer Kotte Fellahs, die ihm in Louxor ihre Dienste angeboten hatten und unter der Leitung eines türkischen Unternehmers mit intelligenter Miene, drang André Lambert entschlossen in die am Abhange des Felsenriffs von Biban-el-Molout eingehauenen Gänge. Sechs seiner Männer trugen den reichverzierten Sarkophag mit der Mumie der Prinzessin, die andern hielten Harzfackeln, um den Zug durch die Irrgänge eines unendlichen Labyrinths, das mit seinen zahlreichen Treppen, Brunnen, Verliesen, Gängen, in einer Sadgasse zu enden schien, zu erleuchten.

Mit einer Sicherheit, die der ausgezeichnete Plan erklären konnte, die aber dennoch Lambert in Erstaunen setzte, leitete der Anführer die Karawane, ohne im geringsten bei der Wahl des Weges zu zögern, trotz des komplizierten Wirrwarrs der Geheimgänge und der Fallen, die das sanftmütige Misstrauen der alten Ägypter erfunden hatte, um die Nachforschungen der zukünftigen Grabräuber zu vereiteln.

Diese aber kamen allmählich ihrem Ziele näher: sie schlossen dies aus dem zunehmenden Reichtum der Dekoration der Säle und Gänge, die sie durchschritten; nun kamen eine Unmenge Hieroglyphen, Tiefreliefs und wunderbarer Bildverzierungen: dem Totenbuch entnommene Grabinschriften, Reihen emblematischer Figürchen, religiöse Symbole, Prozessionen heiliger Tiere...

Endlich war der Vorraum des vergoldeten Zimmers oder der Gruft erreicht: zwischen zwei kleinen, unterirdischen Gängen, dunkeln Nischen gleich, öffnet sich eine bronzene Tür, die einen Türsturz mit fein ziselirtem Zierrahmen tragen.

Leislos hat sich die Tür in ihren Angeln gedreht, als der Führer sie berührte und er sich nun umwandte, um, in die Hände klatschend, das Signal zum Wechseln der Träger zu geben. In diesem Augenblick, sei es aus Lässigkeit, sei es aus Uebereifer, entstand eine Unordnung, die Fackeln erloschen plötzlich und eine undurchdringende Dunkelheit legte sich mit geheimnisvollem Schauer auf diese Lebenden, die sich ins Reich der Toten verirrt hatten.

Einige Minuten verstrichen, die dem jungen Gelehrten unsäglich erschienen, während deren sich unsicheres Hin- und Herculen, betäubende Rufe und Flüche mischen. Bald aber ertönt die freischende Stimme des Anführers, der seine Leute ausschimpft und seine Befehle mit Schlägen den nötigen Nachdruck erteilt. Der Funke eines Feuerzeuges hat die Dunkelheit beseitigt und nach und nach

entzündeten sich die Fackeln, die Ordnung kehrt wieder und die neu hergestellte Rotte überschreitet die Schwelle mit ihrer toten Last.

Dann blieb der junge Ägyptologe stehen, ergriffen von dem feenhaften Schauspiel, das sich seinen Augen bietet:

Überall ein Rieseln von Gold, ja tatsächlich Gold — eine Art Goldfirniß, auf dem sich Malereien von wunderbarer Frische abheben, schmückt von unten bis oben die Wände des Zimmers, das beim Fackelschein wunderbar erleuchtet ist und ganz glänzend erscheint vom fahlroten Metallglanze und wie das Innere eines vergoldeten Kästchens funkelt.

Im Mittelpunkte, unter der majestätischen Kuppel der Decke, in einer Höhe von mehr als 10 Meter, erhebt sich massiv, großartig, der Grabstein: ein mächtiger Monolite aus Rosa-Granit.

Er ist geöffnet geblieben seit dem Tage, an welchem gierige Grabräuber die traurige Hülle entriffen, um sie jenseits des Meeres in die Verbannung zu entführen.

Stillschweigend haben die Träger den geschlossenen Sarg am Fuße des Monolites hingestellt, und auf ein Zeichen André Lambels haben sich alle aus der Totenkammer entfernt und der Führer hat hinter ihnen die Bronze-Tür geschlossen.

Der Augenblick ist feierlich . . .

V.

Allein zurückgeblieben, tritt der junge Mann an den Sarkophag heran, in der einen Hand eine Fackel, in der andern die Papyrus-Rolle: erschüttert sagt er den Zauberpruch... jene sonderbaren Worte, die, wenn die Kunst des Chaldäers nicht eitel ist, die kleine, seit 30 Jahrhunderten eingeschlafene Prinzessin zum Leben zurückrufen sollen, um sie dem Reiz des Lebens und der Liebe zurückzugeben; zuerst zitternd, wird seine Stimme allmählich sicherer, ernst und tief

in der stummen Unermesslichkeit der Totengruft bei dem eintönigen Rezitativ bis zur Schlußbeschwörung: „La Sou! La Sou . . .!“

Doch was ist das? oh Wunder!... ist er nicht das Spielzeug seiner überregten Nerven... Der Sarkophag scheint sich zu rühren, der Deckel hebt sich, fällt mit dumpfem Schall zu Boden... eine geschmeidige, schlanke Gestalt, in feinste Weinwand gehüllt, erhebt sich vor ihm.

Noch will er zweifeln: aber sachte lüfteten sich die Schleier und seine entzückten Augen erkennen reizende, ihm bekannte Gesichtszüge, bei deren Anblick ihm ein Schrei höchsten Erstaunens und heftiger Leidenschaft entfährt: „Miß Helen!“

— „Ja, ich selbst! Werden Sie mir verzeihen, Herr André?“

Oh diese überseeischen, sonderlichen Milliardäre!

Da sie recht wohl begriff, welchen Abgrund ihr Vermögen zwischen ihr und dem Manne, den sie liebte und dessen Liebe zu ihr sie durchschaut hatte, hervorrief, so hatte sie beim Landen ihrem Vater gekabelt, sie werde nie einen andern als André Lambel heiraten, zumal dessen Feinfühligkeit ihn niemals bewegen würde, den ersten Schritt zu tun. Und da ihr Herr Papa auf demselben

Wege geantwortet hatte: „Mache wie du willst!“ so war das Mädchen, kraft dieses lakonischen Einverständnisses André Lambel in Louxor zuvorgeeilt, Lady Dundonell einfach sitzen lassend; mit Geld hatte sie leicht den Rottenführer bestochen, und ohne sich an dem, was ihr Vorhaben schauerhaftes hatte, zu stören, hatte sie mit ihm den verwegenen Plan ausgearbeitet, der es erlaubte, an der Schwelle des vergoldeten Zimmers den abgemachten Tausch vorzunehmen, dem sie die Verwirklichung ihres Planes verdanken sollte. Aber bevor sie die Totenstätte verließen, bevor die schwere Steinplatte aus Rosa-Granit sich auf immer über ihrer Eintags-Rivalin schloß, betrachtete Miß Helen noch lange mit unsäglicher Rührung das jungfräuliche Gesichtchen La Sous mit der feinen, gebogenen Nase, den üppigen Lippen, den Emailaugen, die hartnäckig auf einer Erscheinung geheftet schienen. Und eine heiße Träne wischend sagte sie:

— „Schlase in Frieden, arme kleine Pharaonin, vergiß dein unausführbares Wahnbild, wende nun deinen Blick andern Träumereien zu . . . und möge dir der ewige Schlaf leicht sein, dir, der ich mein Glück verdanke.

Maxim Audoin.



Franz und Sepp die zogen aus
Zu halten einen Hontigschmaus.



Doch statt der süßen Vederel,
Gabs eine bittere Arznei.